

György Bulányi:

**SUCHT DAS REICH GOTTES**

**1 . B U C H**

## V O R W O R T

Diese Arbeit, die sich aus fünf Büchern zusammensetzt, möchte die Lehre Jesu beleuchten. Ihr Ziel ist es, die Antwort auf folgende Frage zu geben: Was für ein Reich ist dieses Reich Gottes, dessen Frohbotschaft zu bringen und das zu verkünden sein (Jesu) Auftrag war (Lk.4,43; Mk.1,38). Um diese Frage klären zu können, gibt es bestimmte Voraussetzungen. Was lehrte er über jene Welt, aus der er gekommen ist? Was sagte er darüber, wozu er gekommen ist? Wie stellte er sich das Suchen des Reiches Gottes vor? Die Antworten auf diese drei Frage sind die Themen der drei ersten Bücher. In unserem vierten Buch suchen wir eine Antwort auf die historische Frage: Warum endete das Wirken des Verkünders dieses Reiches auf Golgatha? Und anhand der Ergebnisse der ersten vier Bücher suchen wir in unserem fünften die Antwort auf unsere eigentliche Frage.

Bei all diesen Fragen suchen wir nach der Antwort, die Jesus selbst darauf gegeben hat. Neben den Theophanien (Gotteserscheinungen) des Vaters und der Taube, ziehen wir nur jene Äußerungen in Betracht, die (von den Autoren der Bibeltex-te) Jesus in den Mund gelegt sind. Davon weichen wir nur im vierten Buch ab, in dem wir auch die Berichte der Apostel zur Klärung heranziehen. Wir gehen diesen Weg in der Voraussetzung, dass in der Zeit, in der die Evangelien niedergeschrieben wurden, die Mnemotechnik noch sehr ausgeprägt war, und die Jesus in den Mund gelegten Äußerungen zur ältesten Schicht der neutestamentlichen Offenbarung gehören. Zu jener Offenbarung, die vom Mensch gewordenen Gott selbst stammt; die der Sohn in der Zeit seines Erdenwandels selbst mitgeteilt hat. Wir gehen diesen Weg, obwohl es uns bewusst ist, dass sich selbst bei einer gut ausgeprägten Mnemotechnik die eine oder andere Äußerung Jesu abgeändert werden konnte und auch wurde. Wir gehen diesen Weg, „denn es gibt kaum jemand, der nicht wüsste, dass die Evangelien an Wert alle übrigen heiligen Bücher - den Rest des Neuen Testaments mit einbegriffen - überragen, und dies mit Recht, da sie vom menschengewordenen Wort, vom Leben und von der Lehre des Erlösers in hervorragender Weise Zeugnis geben“ (Dei Verbum 18). Wir setzen demnach voraus, die Möglichkeit zu haben, an den historischen Jesus heranzukommen. Die entgegen gesetzte, die dies leugnende Hypothese, betrachten wir als nicht beweisbar, denn sie ist nicht im Besitz eines authentisch jesuanischen Textes, anhand dessen sie behaupten könnte, dass die kanonisierten jesuanischen Äußerungen in ihrem Inhalt und in ihrem Stil wesentlich geändert wären. Und aus dem gleichen Grund fehlt ihr auch die Möglichkeit, die vorhandenen Äußerungen zu filtern. Doch ist das mnemotechnische Argument nicht unser einziges Argument (Nr.137a).

Etwas ist auch über die Methode zu sagen. Bei den Jesus in den Mund gelegten Worten versuchen wir deren Sinn so festzustellen, indem wir alle Fundstellen heranziehen. Dabei versuchen wir bei jeder einzelnen Stelle über den Kontext hinter den Sinn zu kommen. So ist z.B. „gerecht“ (δικαιος), wer im Reiche des Vaters strahlt wie die Sonne (Mt.13,43). Danach stellen wir die einzelnen Sinninhalte nebeneinander, und abstrahieren mit Hilfe des Gemeinsamen-Nenner-Systems den umfassendsten Sinn. So können wir auch feststellen, in welcher Beziehung die einzelnen wichtigen Worte Jesu zu einander stehen. Und mit der gleichen Methode versuchen wir auch hinter die Denkart und das Denksystem Jesu zu kommen.

Diese Arbeit beschäftigt sich nicht mit dem Nachweis der Existenz Gottes, da dies auch in der Lehre Jesu kein Thema ist. Dies war für ihn nicht nötig, da seine Sendung dem auserwählten Volk galt, und dieses Volk wusste, dass sein Gott existiert. Und es wusste noch vieles anderes, worüber Jesus dann auch nicht sprechen musste. Sprach er über Gott, so waren es Themen, die sein Volk noch nicht kannte, oder verschüttet oder verdreht waren. Im Besitz der Lehre Jesu seiend hat das neue auserwählte Volk Gottes die Möglichkeit, viel mehr über Gott zu wissen, als das alte. Trotzdem hält die überwiegende Mehrheit dieses neuen Volkes nicht nur das nicht für wahr, was Jesus gelehrt hat, sondern auch das nicht, was beim alten Volk als gesichert galt.

Trotzdem ergänzen wir die Lehre Jesu nicht durch etwas, was er nicht gesagt hat. Wir sind der Meinung, dass das, was uns hindert, die Berufung in das Reich Gottes anzunehmen, nicht auf der intellektuellen Ebene liegt. Wenn ich infolge der Worte und des Lebens Jesu bereit bin, im Menschen, in mir, die Liebe zu entdecken, so wird es kaum möglich sein, nicht auch die LIEBE zu erfahren (Nr.136e). Da mag jemand über die transzendenten Dinge, über die Dinge, die nicht unserer Welt angehören und über die Existenz Gottes denken wie er will, es gibt immer eine Möglichkeit, mit ihm ins Gespräch zu kommen über das Verhalten, das sich in dieser Welt abspielt, das aber Jesus von uns for-

dert, wollen wir in das Reich Gottes gelangen. Selbst wenn jedes transzendente Interesse fehlt, kann der andere mit dieser sehr weltbezogenen Frage konfrontiert werden: Hat der im Leben in dieser Welt verlaufende WEG, den zu gehen Jesus von denen verlangt, die Kinder Gottes sein wollen, eine Bedeutung für die Menschheit? Er kann sogar mit einer noch schärfer formulierten Frage konfrontiert werden: Ist dieser WEG nicht vielleicht der einzig vernünftige, um die drohende Katastrophe für das Leben der Menschheit abwenden zu können?

Der Autor ist der Hoffnung, dass der Leser sich nicht nur möglicherweise, sondern mit Sicherheit mit dieser Frage auseinandersetzt: Ist nicht jeder andere Weg eine Sackgasse? Sollten den Leser die Schwierigkeiten des ersten Buches vielleicht zurückschrecken, so kann er ruhig mit dem vierten beginnen, das sich verhältnismäßig am leichtesten liest. Doch sollte er auch dabei nicht vergessen, dass die Antworten auf die Frage „Woher kam er?“ letztendlich auch die Erklärungen für den einzigen Weg sind, der keine Sackgasse ist.

Mit diesem Thema begann der sich Autor 1964 zu beschäftigen. Die Manuskripte übergab er seinen Freunden in den Jahren 1968 - 1970. Nach Abschluss der Diskussionsphase im Freundeskreis wurde das ganze nochmals 1971 überarbeitet, um dann, nach elf Jahren, 1982 zum zweiten Mal überarbeitet zu werden. Fast zwei Jahrzehntlang erlebte diese Schrift nur eine Samisdat-Verbreitung, vielfältig auf der Schreibmaschine. Es könnten einige hundert, vielleicht auch tausend sein, die es bis dahin gelesen haben, ...und dies innerhalb und außerhalb der Grenzen Ungarns.

Und jetzt, wo das Werk sein Samisdat-Dasein beenden kann und in das Zeitalter des „Buchdruckes“ gelangt, will ich Gott danken für all die Geschwister, die viel Zeit und Mühe geopfert haben und das Risiko eingegangen sind, Verbreiter „illegaler“ Schriften zu sein. Ich will auch derer nicht vergessen, die uneigennützig und mit viel Liebe mitgeholfen haben, das Buch erscheinen zu lassen. Sie alle haben sich in den Dienst des Reiches Gottes gestellt, da sie den Aufruf vernommen, und ihm gefolgt sind: „...glaubt an das Evangelium...“

Budapest im Jahre 1990

György Bulányi  
Piarist

## E I N L E I T U N G

### 1. WAS FÜR EIN REICH IST DAS REICH GOTTES?

#### a.- Das Reich Gottes

Dieses Reich ist nicht aus dieser Welt. Jesus spricht auch von Reichen, die aus dieser Welt sind. Als er von der herannahenden Zerstörung Jerusalems spricht und dabei auch das Ende der Welt erwähnt, sagt er: „Dann wird aufstehen Volk gegen Volk und Reich wider Reich“ (Mt.24,7; Mk.13,8; Lk.21,10). Pilatus, dem Repräsentanten der damaligen Supermacht, erläutert er, dass sein Reich, für dessen Verkündigung er gefesselt vor ihm steht, auch schon darum nicht aus dieser Welt ist, da er, der König dieses Reiches, nicht die Funktionen ausübt, die der König eines irdischen Reiches auszuüben pflegt. Die Diener eines irdischen Königs ziehen für diesen in den Kampf. Dass seine Diener für ihn nicht in den Kampf ziehen - ist ein Beweis, dass sein Reich nicht aus dieser Welt ist: „Mein Königtum ist nicht von dieser Welt. Wäre mein Königtum von dieser Welt, hätten meine Leute gekämpft, dass ich den Juden nicht ausgeliefert würde. Nun aber ist mein Königtum nicht von hier“ (Jn.18,36).

Dieses Königtum ist nicht von hier, nicht aus dieser Welt, aber - in dieser Welt! Die er in sein Reich beruft und denen er seine Frohbotschaft verkündet, die lässt er bis zu ihrem letzten Atemzug in dieser Welt und in irgendeinem Reich dieser Welt. Beim letzten Abendmahl betet er so zum Vater für seine Jünger: „Ich bitte nicht, dass du sie aus der Welt nimmst“ (Jn.17,15). Wie besteht aber ein Reich, das nicht aus dieser Welt ist, in dieser Welt? Wie ist dies möglich, wo es nie weder ein einzelnes Reich, noch allesamt ersetzt? Und wo es für die politische Geographie immer eine Unbekannte

bleibt?! Das Reich Gottes besteht in den Menschen, die sich um den Messias scharen, in dem der Böse kein Anteil hat (Jn.14,30). Unter den eben genannten Bedingungen kann jeder Mensch, neben seiner Angehörigkeit zu irgend einem irdischen Reich, auch dem Reich Gottes angehören. Jesus wird von einigen, die sich das Reich Gottes als ein irdisches vorstellen, gefragt, „wann das Reich Gottes komme?“ Ihnen gibt Jesus zur Antwort: „Es kommt das Reich Gottes nicht in äußerlich festzustellender Weise; man wird euch nicht sagen: Seht, hier ist es, oder : Dort! Denn seht, das Reich Gottes ist mitten unter euch (εντος υμων)“ (Lk.17,20-21)

Daraus folgt, dass das Reich Gottes den Reichen dieser Welt nicht feindlich gegenübersteht. Da es diese nicht ersetzen will, ist es prinzipiell nicht deren Gegner. Es anerkennt deren von Gott gegebene Rolle. Da der Mensch von seiner Natur her kein einsam lebendes Wild ist, muss es das Zusammenleben reglementierende Staatswesen geben, mit der dazugehörenden Macht. Als Pilatus Jesus dadurch zum Reden bringen will, dass er ihn auf seine Macht aufmerksam macht, ihn kreuzigen oder freilassen zu können, ruft Jesus ihm eine Tatsache ins Gedächtnis: „Du hättest keinerlei Macht über mich, wenn sie dir nicht von oben gegeben wäre“ (Jn.19,11). Jesus hängt demnach nur scheinbar von Pilatus ab, in Wirklichkeit ist es umgekehrt.

### **b.- Das Reich Satans**

Das Reich Gottes hat aber auch sein Gegenreich - das Reich des Satans. Mit diesem Reich beschäftigt sich Jesus sehr häufig. Dafür benutzt er sogar die Bezeichnung „Reich“, als ihm vorgeworfen wird, mit Beelzebul zusammen zu arbeiten. Auf diesen Vorwurf gibt er zu bedenken: „Wie kann Satan den Satan austreiben? Und wenn ein Reich mit sich selbst entzweit ist, kann dieses Reich nicht bestehen“ (Mk.3,24), bzw.: „Und wenn der Satan den Satan austreibt, so ist er mit sich selbst entzweit. Wie wird denn sein Reich bestehen?“ (Mt.12,26; Lk.11,18). Der Satan hat also sein eigenes Reich, das nicht gegen sich selbst, sondern gegen das Reich Gottes arbeitet. Er hat ein Reich, dem Jesus und dessen Reich entgegenwirken. Und dies geschieht dadurch, dass er durch den Geist Gottes den Teufel austreibt, ihn fesselt und dessen Haus ausraubt (Mt.12,28-29; Mk.3,27; Lk.11,20-22).

Was ist das für ein Reich, dieses Reich Satans? Seine besondere Beziehung zu den irdischen Reichen regt zum Nachdenken an. Als der Teufel Jesus in der Wüste in Versuchung bringen will, „nahm er ihn auf einen sehr hohen Berg, zeigte ihm alle Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit und sprach zu ihm: Dies alles will ich dir geben, wenn du niederfällst und mich anbetest“, bzw.: „Dann führte er ihn hinaus und zeigte ihm in einem Augenblick alle Reiche des Erdkreises. Und der Teufel sprach zu ihm: Diese ganze Macht will ich dir geben und ihre Herrlichkeit; denn mir ist sie übergeben, und wem ich will, dem gebe ich sie. Wenn du mich nun anbetest, soll sie ganz dein sein“ (Mt.4,8-9; Lk.4,5-7). Der Satan bietet Jesus alle Reiche dieser Erde mit all ihrer Herrlichkeit als sein Besitz an. Er hat sie als Besitz bekommen und verfügt frei darüber. Es stellt sich die Frage: Lügt der Vater der Lüge (Jn.8,44) nicht auch diesmal? Diesmal lügt er nicht! Jesus nennt ihn dreimal den „Fürst dieser Welt“ (Jn.12,31; 14,30; 16,11). Das Fürstentum, das Reich Satans ist diese Welt. Wie Pilatus, so hat auch der Satan die Macht bekommen - von oben. Identifiziert sich demnach Gott mit der Macht des Satans oder der, die Pilatus bekommen hat? Tut er dies nicht, warum hat er sie ihnen dann überlassen?

Kommt in der Lehre Jesu der Satan als alleiniger Besitzer diese Welt vor? Bilden alle Reiche dieser Erde in ihrer Gesamtheit das Reich Satans (Nr. 120)? Einerseits bejaht Jesus diese Frage. Doch dann spricht er von der „Welt“ auch in einem anderen Sinn. Im Gleichnis vom Unkraut spricht er von der Welt als von einem Acker, in den der Menschensohn den guten, der Satan hingegen den schlechten Samen ausstreut. Der Satan wird hier als der böswillige Feind dargestellt. Durch den guten Samen sind die Kinder des Reiches Gottes gemeint, durch den schlechten die Kinder des Bösen. Am Ende der Welt „wird der Menschensohn seine Engel aussenden, und sie werden zusammenholen aus seinem Reiche all die Ärgernisse und alle, die das Böse tun“ (Mt.13,37-41). Die durch den Acker dargestellte „Welt“ ist demnach das gemeinsame Wirkungsfeld Gottes und des Teufels. Zum größeren Teil ist sie das Wirkungsfeld Gottes, denn der Satan erscheint hier als Feind, und es sind die Engel des Menschensohnes, die all das einsammeln, was dem Feuer übergeben werden soll (Nr.31a).

Durch diesen zweiten Sinn der „Welt“ sind nicht die „Reiche“ gemeint, sondern die gesamte Menschheit. Diese Welt, - die Menschheit als Ganzes - hat Gott so sehr geliebt, dass er seinen eingeborenen Sohn dahingab. Diese Welt will Jesus nicht verurteilen, sondern retten. In diese Welt hat ihn der Vater gesandt, und er seine Jünger. Er will, dass die Welt weiß, dass ihn der Vater gesandt hat und dass er den Vater liebt. Von daher ist dann auch zu verstehen, dass er den Vater nicht darum gebeten

hat, seine Jünger aus der Welt zu nehmen, sondern sie vom Bösen zu bewahren (Jn.3,16.17; 12,47; 17,18.23; 14,31; 17,15). Der Böse hat seine Rolle in der Welt: den schlechten Samen auszustreuen; doch gehört die Welt nicht ausschließlich ihm. Wäre dies der Fall, hätte Jesus den Vater bitten müssen, die Seinen aus dieser Welt zu holen. Doch eben dies hat er nicht getan. Er hat es nicht getan, da seine Rolle in der Welt die vorrangige ist, jene Rolle, die der Natur der Welt mehr entspricht und besser zu ihr passt. Die Rolle Jesu ist es, Licht dieser Welt zu sein. Als Licht kam er in diese Welt. Und wer von den Menschen an dieses Licht glaubt, zählt zu den Kindern des Lichtes (Jn.8,12; 9,5; 12,45.36; Lk.16,8).

In dieser Welt herrscht aber nicht nur das Licht, in ihr gibt es auch die Finsternis. Wir können uns dieser Finsternis entziehen: wer an Christus glaubt, bleibt nicht im Finstern, wer ihm folgt, wandelt nicht im Dunkeln. So zeigt sich die Macht der Finsternis in dieser Welt: in der Nacht der Gefangennahme „kommt der Fürst dieser Welt“, denn diese Nacht „ist die Stunde der finsternen Mächte“ (Jn.12,46; 8,12; 14,30; Lk.22,53). Ist die Finsternis tatsächlich eine Macht? Nicht nur eine Macht, - sie ist ein Großmacht! Und dies, obwohl Jesus dagegen wirkt. „Wandelt solange ihr das Licht habt, damit nicht die Finsternis euch überfällt“ (Jn.12,35). Diese Finsternis ist der Fürst dieser Welt. Warum dies so ist, erklärt er Nikodemus, der bei Nacht zu ihm kommt: „Das Licht ist in de Welt gekommen, doch die Menschen liebten die Finsternis mehr als das Licht.“ (Jn.3,19).

### **c.- Das Reich dieser Welt**

Jesus lehnt das ihm vom Satan angebotene „Weltkaisertum“ ab. Dieses Angebot wertet er als Versuchung; als etwas, was ihn von seinem Weg, von seinem Auftrag abbringen soll: von dem, worum er eigentlich gekommen ist. Und daher auch das energische „Weiche Satan!“ (Mt.4,10; Lk.4,8). Dadurch weist er sowohl die Bedingung, als auch das Angebot selbst zurück: die Satansanbetung und das „Weltkaisertum“. Der Satan ist es, der dieses „Weltkaisertum“ vergibt. Er gibt es dem, dem er will. Und er gibt es dem, der sich vor ihm niederwirft. Sowohl aufgrund dessen, was der Satan selbst gesagt hat, aber auch aufgrund der Bezeichnung, mit der Jesus ihn bezeichnet, entsteht der Eindruck, dass es zwischen dem Reich Satans und dem Reich dieser Welt eine tief greifende Verbindung besteht, die aber noch keine Identität bedeutet. Jesus will kein „Weltkaiser“ werden, ja, nicht einmal König seines Volkes (Jn.6,15), und trotzdem hören wir diese Worte von ihm: „Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist“ (Mt.22,21; Mk.12,17; Lk.20,25). Doch bezogen auf den Satan sind solche Worte aus dem Munde Jesu nicht vorstellbar. Solche Worte könnten nie und sind auch nie aus seinem Munde gekommen: Gebt dem Satan, was des Satans ist. Doch bezogen auf das Oberhaupt eines irdischen Reiches, oder dessen Funktionär hat er auch nie gesagt, dass der Geist Gottes ihn hinauswerfen und vertreiben wird, um dann sein „Haus“ auszuplündern. Jesus ist gegen das Reich Satans, doch nie gegen das irdische Reich.

Wenn nun die Haltung Jesu, des Verkünders des Reiches Gottes, eine unterschiedliche zum Reich des Satans und zum irdischen Reich ist, so stellt sich die Frage, in welcher Relation die beiden zueinander stehen? Da es vom Verhalten jedes einzelnen Menschen abhängt, ob es um das Reich Gottes oder das Reich Satans geht, hätte der Herr dies auch so erklären können: „Das Reich Satans ist nicht hier oder dort, es ist in euch. Ist das irdische Reich demnach soweit Reich Gottes oder Reich des Satans, soweit die Menschen, die ein bestimmtes irdisches Reich bilden, Kinder des Lichtes oder der Finsternis sind? Oder hängt dies vorrangig von den Führern eines Reiches ab, - deren Rolle in der Gemeinschaft immer von größerer Bedeutung ist als die der Geführten - wie sehr das konkrete irdische Reich, Reich Gottes oder Reich Satans ist? Daraus, welchen Titel Jesus dem Satan zugesteht, ist klar zu erkennen, wie er die Situation zu seiner Zeit eingeschätzt hat. Er hat nicht dagegen protestiert, dass der Satan alle Reiche, ohne Ausnahme sein eigen nannte. Er hatte kein Wort der Würdigung für das Interesse seiner Jünger für das irdische Reich. Kurz vor seiner Rückkehr zum Vater, wollen sie von ihrem Meister wissen, wann er gedenkt, ihr Reich, das Reich der Juden, wieder aufzurichten. Seine Antwort darauf beinhaltet zwei Momente: erstens steht es seinen Jüngern nicht zu, dies zu wissen, und zweitens sollten sie sich hauptsächlich um die Sache des Reiches Gottes kümmern (Apg.1,6-8).

Wir erwähnten schon, dass das irdische Reich notwendigerweise das Betätigungsfeld eines jeden Menschen ist. Sowohl die Kinder Gottes als auch die des Bösen leben ihr Leben als Bürger irgendeines irdischen Staates. Die Beziehung zwischen dem irdischen Reich und dem Reich Gottes wird vielfach dadurch beleuchtet, wie sich das irdische Reich und das Reich Satans den Kindern des Reiches Gottes gegenüber verhalten. Da hat Jesus seinen Jüngern ein ganz klares Bild vor Augen gestellt, sowohl die einfachen Menschen, als auch - und dies tut er viel häufiger - die Herrscher betreffend. Er fasst dies so zusammen: Sie werden euch hassen und verfolgen! Spricht Jesus über das Schicksal des

Reiches Gottes und dessen Kinder, unterlässt er die sonst immer genaue Unterscheidung zwischen dem irdischen und dem Reich Satans und benutzt für beide dieselbe Bezeichnung: die WELT. Dabei denkt er dann nicht an die Menschen, die im Licht wandeln, sondern an die übrigen, an jene, die die Finsternis lieben. Sie sind eins mit ihrem Fürsten, der Unterschied zu diesem besteht in ihrem Rang, je nach Teilhabe am Bösen. Die Sünde des Hohen Rates ist größer als die des Pilatus, doch haben beide an der Macht der Finsternis teil. Und dieses satanisch-irdische Bündnis richtet sich gegen Jesus. Auch in Judas wirkt es (Jn.19,11; 14,30; 13,27) und in allen, die die Absicht des Satans ausführen; es wirkt in allen Menschen, die in der Finsternis wandeln. Es wirkt in den Führern des irdischen Reiches und am Karfreitag auch in deren Untertanen.

#### **d.- Die Beziehungen untereinander und zueinander**

Jesus kennt dreierlei Reiche und sechs Möglichkeiten der Beziehung.

Das *Reich Gottes* ist kein geographischer Begriff. Es besteht aus denen, die Gott lieben. Ihr König ist Jesus.

Das *Reich Satans* ist ebenfalls kein geographischer Begriff. Es besteht aus denen, die das Licht nicht lieben. Ihr Fürst ist der Satan.

Das *Irdische Reich* ist ein geographischer Begriff. Es besteht aus solchen, die innerhalb bestimmter geographischer Grenzen leben. Ihr Fürst ist der Herrscher.

Das Reich Gottes ist gegen das Reich Satans. Es trachtet danach, die Menschen, die zum Reich Satans gehören, für sich zu gewinnen und den Satan und dessen Volk in die äußerste Finsternis zu stoßen.

Das Reich Gottes ist nicht gegen das Irdische Reich. Es verteidigt sich nicht gegen dieses und will dieses auch nicht ersetzen.

Das Reich Satans ist gegen das Reich Gottes. Es trachtet danach, alle Menschen für sich zu gewinnen, und dabei schreckt es vor keinem Mittel zurück.

Das Reich Satans will an der Führung des Irdischen Reiches teilhaben. Es trachtet danach, Führer aus den eigenen Reihen einzusetzen und sie als Werkzeug zu benutzen. Das Irdische Reich hat Jesus nicht verstanden. Und wie der Meister es vorausgesagt hat, wird sich daran auch kaum etwas ändern. Identifiziert sich das Reich Gottes nicht mit dem irdischen, so wird letzteres ersteres verfolgen.

In seinem Verhalten dem Reich Gottes gegenüber stellt sich das Irdische Reich als ausführendes Organ Satans dar.

Alle Feststellungen dieser „Einleitung“ sind erstmal lediglich Vorwegnahmen. Vorspielartig lassen sie die Grundtöne unserer nun folgenden fünf Bücher anklingen. Eine Bestätigung können sie auch nur daher bekommen.

Vom Thema her beschäftigt sich Jesus nur mit dem Reich Gottes, da sein Auftrag auch nur diesem galt. Bedeutend weniger beschäftigt er sich mit dem Reich Satans, und noch weniger mit dem Irdischen Reich. Da er aber seine Frohbotschaft im Gegensatz zu den Ansichten und Verhalten jener darlegt, die in beiden Reichen eine führende Rolle spielen, erfahren wir doch so manches auch über diese. Das Meiste erfahren wir über deren gemeinsamen Nenner, über die Welt, deren Betrachtungsweise und Verhalten ebenfalls im Gegensatz steht zur Betrachtungsweise und zum Verhalten, das im Reich Gottes zur Geltung kommt.

Bei der Ausführung seines Auftrages hat sich Jesus in erster Reihe mit den wertetheoretischen Kategorien des Reiches Gottes beschäftigt. Die ontologischen Kategorien müssen wir erst aus diesen ableiten. Durch sein Lehren und Leben hat er uns in erster Reihe das vorgezeichnet, was wir tun müssen, wollen wir in das Reich Gottes gelangen; welches jenes Verhalten ist, das diesem Reich entspricht, und wie wir dazu gelangen. In erster Reihe hat er sich damit beschäftigt, und weniger mit der Abklärung einzelner Begriffe und Definitionen über das Wesen und die Geheimnisse des Reiches Gottes. Eine Antwort auf unsere Fragestellung bekommen wir demnach erst dann, wenn wir seine Lehre darüber kennen, wie wir in sein Reich gelangen können. Doch davor müssen wir - unserem Programm zufolge - zuerst jene Welt kennen lernen, aus der er gekommen ist. Es ist nämlich sein Reich, wohin er uns gerufen hat, und dieses Reich trägt die Züge jener Welt, aus der er gekommen ist.

Woher kam er? Warum kam er? Welches ist der WEG dorthin, woher er kam er? Warum wurde ihm Golgatha zum Los? Von der Klärung dieser Fragen erwarten wir die Definition des Begriffes Jesu vom „Reich Gottes“.

## O F F E N B A R U N G

### 2. GOTT HAT SICH ZUM EIGENEN SOHN GEMACHT

#### a.- Der Gottessohn

Er nannte sein Reich, dessen Frohbotschaft er unter uns gebracht hat - das Reich Gottes. Dieses Reich ist demnach Gottes Reich. Den Namen dieses Gottes hat auch dessen auserwähltes Volk nicht gekannt. Hat es zu ihm gebetet, so sprach es ihn einfach mit „Gott“ oder „Herr“ an, und nur ganz selten sprach es den Namen aus, den er beim brennenden aber nicht verbrennenden Dornbusch selbst genannt hat: „ICH-BIN-DA“. Die heidnischen Völker hatten Götter in Fülle, und sie kannten deren Namen, Abstammung und Privatleben. Das Volk Israels wusste nur, dass dieser Einzige Gott ihren Urahn, Abraham, auserwählt hat und mit ihm, und dadurch auch mit ihnen, dessen Nachkommen sie sind, einen Bund geschlossen hat. Und dass sie jetzt sein Volk sind. Einen Einblick in sein Geheimnis zu bekommen, war ihnen nicht möglich.

Zur Zeit, als Tiberius der Kaiser, Pilatus aus Pontius sein Statthalter, Herodes, Philippus und Lysanias die Vierfürsten, Hannas und Kajaphas die Hohepriester waren, ließ sich ein Mann am Jordan von Johannes taufen. Und als er aus dem Wasser stieg, öffnete sich der Himmel und der Geist Gottes ließ sich in der Gestalt einer Taube auf ihn herab und dies war zu vernehmen: „Dieser ist mein geliebter Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe“; bzw.: „Du bist mein geliebter Sohn, an dir habe ich Wohlgefallen“ (Mt.3,17; Mk.1,11; Lk.3,22). Was bis dahin einzig und namenlos war, ist nun auf einmal drei und mit Namen. Wir hören den Vater, der einen Sohn hat, und in der Gestalt der Taube sehen wir den Geist Gottes. Und in der Gestalt eines jungen Mannes, der sich in das Wasser des Jordan eintauchen ließ, sehen wir den Sohn.

Jetzt, wo die Zeit dazu reif war, hob sich der Schleier vom Leben des Geheimnisvollen, der sich „Ich-bin-da“ nannte. Diesen heilsgeschichtlichen Augenblick hält der Evangelist Johannes so fest: „Niemand hat Gott je gesehen; der eingeborene Sohn, der an der Brust des Vaters ruht, er hat Kunde gebracht“ (Jn.1,18). Das gleiche bekennt aber auch der Sohn selbst: „Niemand kennt den Sohn als der Vater, und auch den Vater kennt niemand als der Sohn und wem es der Sohn offenbaren will“ (Mt.11,27). Das Wort „αποκαλυπτειν“ (enthüllen, offenbaren) finden wir acht Mal Jesus in den Mund gelegt, und immer geht es dabei um eine „Enthüllung“ seines Lebens oder der Dinge des „Reiches“ (Mt.10,26; 11,25,27; 16,17; Lk.10,21-22; 12,2; 17,30).

Der Satan und sein Volk ist sich im klaren, was dieses bedeutsame Ereignis zu bedeuten hat. Er folgt dem, der sich im Jordan taufen ließ, in die Wüste: „Bist du Gottes Sohn, so sag, dass diese Steine Brote werden ... Bist du Gottes Sohn, so stürze dich hinab; denn es steht geschrieben: Seinen Engeln wird er deinetwegen befehlen...“ (Mt.4,3-6). Er ist sich über das Ereignis im klaren, und hängt sich vom ersten Augenblick an des Sohnes Ferse, um ihn auf seinem Weg zu hindern, ihn davon abzubringen und ihn in die eigenen Dienste zu bringen. Beim ersten Auftritt in Kafarnaum ist dann das Volk Satans zugegen: „In der Synagoge war ein Mensch mit dem Geist eines unreinen Dämons; der schrie mit lauter Stimme: Was haben wir mit dir zu tun, Jesus von Nazareth? Bist du gekommen um uns ins Verderben zu stürzen? Ich weiß, wer du bist: der Heilige Gottes ...denn sie wussten, dass er der Messias war“. Und ähnliches spielt sich bei Gerasa am Galiläischen Meer ab: „Was habe ich mit dir zu tun, Jesus, Sohn des höchsten Gottes? Ich bitte dich quäle mich nicht“ (Lk.4,34-41; Mk.3,11; Lk.8,28). All das ist noch vor Cäsarea Philippi geschehen, noch bevor sich die Zwölf im klaren waren, wem sie eigentlich folgen. Der Satan wusste es vom ersten Augenblick an (Nr.89c).

#### b.- Der Menschensohn

Diese geistige Fähigkeit, mit der der Satan und sein Volk die Ereignisse richtig einschätzten, fehlte dem auserwählten Volk. In diesem entstand sehr bald eine breite Skala von Vermutungen und Überzeugungen. An einem Ende dieser Skala stehen die, die sagen: „Er hat den Beelzebul. Durch den Fürsten der Dämonen treibt er die Dämonen aus“; oder: „... muss er sterben, denn er hat sich zum Sohne Gottes gemacht“. Am anderen steht Petrus mit seinem Bekenntnis: „Du bist der Messias, der Sohn des lebendigen Gottes“ (Mk.3,22; Jn.19,7; Mt. 16,16). Und diese Skala - die von der völligen Ablehnung bis zur Höchsteinschätzung reicht - ist eine breite Skala : des Zimmermanns Sohn, der Zimmermann,

der von Gott gesandte Lehrer, der Prophet, Elija, Jeremia, der wiedererstandene Täufer, der Sohn Davids der König der Juden ... und dann mit Abstand: das Bekenntnis des Petrus, und das „Leben und Licht“ des Johannes.

„Für wen halten die Menschen den Menschensohn?“ (Mt. 16,13) - so stellt er seinen Jüngern die Frage. Für was und für wen hielt sich Jesus selbst - so stellen jetzt wir die Frage. Am häufigsten bezeichnet er sich als den „Menschensohn“; - siebenzig mal bei den Synoptikern und dreizehn mal bei Johannes. Dass er sich auch einfach als „Sohn“ bezeichnet, können wir bei den Synoptikern siebenmal und bei Johannes zwanzigmal nachlesen. Ist es nicht Jesus in den Mund gelegt, so erwähnen die Evangelisten nie den „Menschensohn“, sondern nur den „Sohn“; - etwa dreißig mal tun es die Synoptiker und etwa zehnmal Johannes.

Im Munde Jesu haben beide Bezeichnungen die gleiche Bedeutung.

Bei der oben erwähnten Stelle setzt Jesus das Fragen so fort: „Und für wen haltet ihr mich“ Und die Antwort des Petrus darauf: „Du bist der Messias, der Sohn des lebendigen Gottes“. Aus dem, was Jesus darauf erwidert, ist klar, dass er mit dieser Gleichsetzung von „Menschensohn“ und „Gottessohn“ einverstanden ist: „Nicht Fleisch und Blut hat dir das offenbart, sondern mein Vater, der im Himmel ist“ (Mt.16,16-17). Das Alte Testament hat unter „Menschensohn“ den Menschen im allgemeinen verstanden (Num.23,19;Ps.8,5). Eine Ausnahme bildet der „Menschensohn“ in einer Vision des Daniel: dieser ist ein übermenschliches Wesen (Dan.7,13). Für die jüdischen Zeitgenossen Jesu war der „Menschensohn“ nicht gleichbedeutend mit dem „Messias“. Und weil Jesus am Anfang seines öffentlichen Wirkens sein Messias-Sein verborgen wissen wollte (Mk.8,29-30 / Nr.88b), hat er wahrscheinlich diese nicht eindeutig umrissene Bezeichnung für sich in Anspruch genommen (Jn.12,34).

Mit dem Voranschreiten der Verkündigung des Reiches Gottes häuft es sich bei den Synoptikern, dass Jesus sich als „Sohn“ bezeichnet; eine Bezeichnung, die nicht mehr so viel verschleiern will. So bezeichnet er sich sowohl vor seinen Jüngern, als auch vor dem Hohen Rat. „Alles ist mir übergeben von meinem Vater. Niemand kennt den Sohn als der Vater, und auch den Vater kennt niemand als der Sohn und wem es der Sohn offenbaren will“. Den Tag und die Stunde des Gerichts „weiß niemand, auch nicht die Engel des Himmels, auch nicht der Sohn, nur der Vater allein“. Und als er sich von seinen Jüngern verabschiedet und ihnen den Auftrag gibt, alle Völker zu taufen, nennt er sich ebenfalls „Sohn“ (Mt.11,27; Lk.10,22; Mt.24,35; Mk.13,32; Mt.28,19). Auf die Frage des Hohenpriesters: „Bist du der Messias, der Sohn Gottes?“ antwortet er unmissverständlich: „Du hast es gesagt!, bzw. „Ich bin es!“ (Mt.26,63; Mk.14,62; Lk.22,70).

### **c.- Mein Vater, euer Vater**

Noch viel häufiger finden wir bei den Synoptikern das Korrelat des „Sohnes“ - den „Vater“. Jesus spricht zu den Seinen von Gott als dem Vater, sowohl in der besitzanzeigenden Form, als auch in der allgemeinen. Geht es um den konkreten Bezug, so spricht er sowohl von seinem, als auch von ihrem Vater. Niemals hat er aber von „unserem Vater“ gesprochen; immer nur von „meinem“ oder „eurem“ Vater. Selbst im „Vaterunser“ geht es um „euren“ Vater, und nicht um „meinen“. In dem, was er zu Maria Magdalena sagt, kommt dies ganz klar zum Ausdruck: „Ich fahre auf zu meinem Vater und zu eurem Vater“ (Jn.20,17). Sowohl bei den Synoptikern als auch bei Johannes kommt es jeweils etwa dreißig mal vor, dass Jesus Gott als „meinen“, bzw. „euren“ Vater bezeichnet. Zum ersten Mal spricht Jesus als Zwölfjähriger davon: „Wusstet ihr nicht, dass ich in dem sein muss, was meines Vaters ist?“ (Lk.2,49). Zum letzten Mal sprach er davon bei seinem Abschied „...ich sende die Verheißung meines Vaters auf euch“ (Lk.24,49).

Das, was sich aus der Possesivform der ersten Person Singular entfaltet, ist wesentlich eine andere Sohnschaft als die, die durch das „dein“, bzw. „euer“ Vater anklingt. Die Beschreibung der Synoptiker bringt uns einen Vater, der nicht über den Sohn richtet, vielmehr gerade der Sohn das entscheidende Wort über die Angelegenheiten derer hat, für die sein Vater auch ihr Vater ist. „Jeder nun, der sich zu mir bekennt vor den Menschen zu dem werde auch ich mich bekennen vor meinem Vater im Himmel; wer mich aber verleugnet vor den Menschen, den werde auch ich verleugnen vor meinem Vater im Himmel“ (Mt.10,32-33). Oder: „Wer sich meiner und meiner Worte schämt ... dessen wird auch der Menschensohn sich schämen, wenn er kommt in der Herrlichkeit seines Vaters...“ (Mk.8,38; Mt.16,27; Lk.9,26). Vor seinem und unserem Vater steht er, der Sohn, dessen Sohnschaft eine besondere ist und auch eine besondere Rolle hat: „So übertrage ich euch, wie es mir mein Vater übertrug, das Reich“ (Lk.22,29).



Bei Johannes ist es gerade diese Unterscheidung, die die Bewohner Jerusalems dazu drängt, ihn immer wieder steinigen zu wollen; und diese wurde auch - empfunden als Gotteslästerung - zum Grund der Hinrichtung: „nach diesem Gesetz muss er sterben, denn er hat sich zum Sonne Gottes gemacht“ (Jn.5,18; 19,7). Doch auch nach dem, was die synoptischen Berichte bringen, besteht kein Zweifel darüber, dass dieser Mensch aus Nazareth über sich selbst so gesprochen hat, wie es die Absicht des Vaters war, jene Absicht, die er auf dem Berg der Verklärung so wiederholt hat: „Dieser ist mein Sohn, (mein Erwählter / an dem ich Wohlgefallen habe) auf ihn sollt ihr hören“ (Mk.9,7; Lk.9,35; Mt.17,5).

Ob sich dieser Jesus aus Nazareth, - der als Ziel seines Erscheinens die Verkündigung des Reiches Gottes angegeben hat - nun als „Menschensohn“ oder als „Sohn“ bezeichnet hat, in jedem Fall stellte er sich als der Sohn des Gottes vor, der Vater genannt wird; für seine Zuhörer zweifelsohne in einem besonderen Sinne und nicht nur im allgemeinen, wie wenn davon die Rede ist, dass Gott der Vater der Menschen ist. Der ganze zweite Teil unseres Buches versucht dies zu illustrieren.

### 3. DER ZEITLOSE TRETET EIN IN DIE ZEIT

#### a.- Er kam

Das Volk, das sich am Jordan „eintauchen“ ließ (Nr.79b), und aus dessen Kreis ein Mann hervortrat, wartete auf jemand. Es nannte ihn den „der kommen soll“. Den Führern des Volkes kam der Gedanke, ob nicht der Täufer der sei, der da kommen sollte. Der Täufer wies dies energisch zurück: Nach ihm wird einer kommen, der stärker ist als er und der vor ihm war; jener wird der sein, der kommen soll (Mk.1,7; Mt.3,11; Lk.3,16; Jn.1,15.27.30-31). Seine Aufgabe bestünde lediglich darin, - so sagte er - unter denen, die sich von ihm am Jordan „eintauchen“ ließen, dem Volke Israel den vorzustellen, der da kommen soll. Das öffentliche Wirken des Mannes aus Nazareth wird durchgehend von dieser Frage begleitet: Ist dies der, der da kommen soll? Diese Frage stellt die Frau aus Samaria, der Täufer in der Gefangenschaft, die durch die erste Brotvermehrung Gesättigten, die Teilnehmer am Laubhüttenfest in Jerusalem, bis hin zu Martha. Diese Frage, ob dieser Mann aus Nazareth der ist, der da kommen soll, gewinnt stetig an Bedeutung und wird zum öffentlichen Problem (Jn.4,25; Mt.11,3; Lk.7,19-20; Jn.6,14; 7,27-23. 41-42; 11,27).

Dieser Mann aus Nazareth hat seinem Kommen eine Bedeutung zugemessen, die jedes Maß überschreitet. Die Aussage: „Ich bin gekommen“ war für ihn eine Redewendung von größter Bedeutung. Damit kündigt er viele Aussagen an, die von größter Bedeutung sind. Im Leben der Menschheit ist sein Kommen mit keinem anderen Kommen, oder dem Kommen eines anderen vergleichbar. Die an seiner Stelle gekommen sind, waren Diebe und Räuber. Er war der erste und der einzige, der der Menschheit das LEBEN gebracht hat (Jn.10,8-10). Er ist gekommen, um das Reich Gottes zu verkünden; und diese Verkündigung dieses Reiches ist die frohe Botschaft für die Menschheit. Er ist gekommen, um das von Gott gegebene Gebot in Ordnung und zur Vollendung zu bringen, und dafür zu sorgen, dass es Wirklichkeit werden kann. Er ist gekommen, um die Verlorenen zu retten. Er ist gekommen, um uns die Wahrheit zu verkünden. Er ist gekommen, um über uns ein unwiderrufliches Gericht zu halten. Er ist gekommen, um für uns auf Golgatha zu gehen (Mk.1,33; Mt.5,17; 18,11; Lk.9,56; 19,10; Jn.12,47; 3,19; 12,45; 18,37; 9,39; 12,27).

Durch sein „Ich bin gekommen“ akzeptiert dieser Mann aus Nazareth seine Gleichsetzung mit dem „der da kommen soll“. Um dem ganzen eine noch stärkere Note zu geben, betont er, dass er „in die(se) Welt kam“ (Jn.15,28). Dies bedeutet eine Steigerung, weil er dadurch klar zu erkennen gibt, dass er von außerhalb in die Welt kam. Aus seiner Aussage: „...denn ich weiß, woher ich gekommen bin“, klingt der Unterschied zwischen dem Menschensohn und dem Menschen ganz klar heraus. Diesen Unterschied drückt er so aus: „Ihr seid von dem, was unten ist, ich bin von dem, was oben ist; ihr seid von dieser Welt, ich bin nicht von dieser Welt“ (Jn.3,14.23). Bei Nikodemus lässt er diese nur andeutenden Formulierungen weg, und sagt gerade heraus, dass der Menschensohn der aus dem Himmel Herabgestiegene ist (Jn.3,13). In der Synagoge von Kafarnaum wiederholt er diese Aussage gleich sechs Mal; und dies vor Galiläern, die ihn als den Sohn Josephs wissen, die Vater und Mutter dessen kennen, der diese unerhörte Aussage macht, und die für sie aus dem bekannten Grund nicht akzeptabel ist (Jn.6,33.38.41.42.50.51.58).

Obwohl er dadurch seinen eigenen Tod verursacht, lässt er keinen Zweifel darüber, dass er von außerhalb in die Welt gekommen ist. Er lässt keinen Zweifel darüber, dass dieses „von oben“ und

„vom Himmel“, ein Kommen von Gott selbst bedeutet. Beim Laubhüttenfest ist dies von ihm hören: „Ich komme von ihm her!“ Und etwas später: „Ich bin von Gott ausgegangen und komme von ihm“. (Jn.7,28-29;8,42). Beim letzten Abendmahl fasst er seine Laufbahn zusammen und sagt zu seinen Jüngern: „Ihr habt geglaubt, dass ich von Gott ausgegangen bin. Ich bin ausgegangen vom Vater und in die Welt gekommen“ (Jn.16,27-23). Und im hohepriesterlichen Gebet berichtet er dem Vater: „...sie erkannten in Wahrheit, dass ich von dir ausgegangen bin... (Jn.17,8).

### **b.- Er wurde gesandt**

Das auserwählte Volk hat den, der da kommen soll, von Gott erwartet. Dieser musste von Gott kommen. Dieses Moment „von Gott“ hat Jesus nicht nur dann betont, wenn er vom „Kommen“ sprach, sondern auch dann, wenn es um das „Senden“ ging. Und dies tut er von Anfang an, schon bei der „Programmumfaltung“ in Kafarnaum: „Ich muss das Evangelium künden vom Reich Gottes; denn dazu bin ich gesandt“ (Lk.4,43). Und in Nazareth: „...die frohe Botschaft zu bringen bin ich gesandt...“ (Lk.4,18). Und in einem Gleichnis, das von allen Synoptikern gebracht wird, und das er gegen Ende seines Lebens erzählt, spricht vom Herrn des Weinbergs, der seinen geliebten Sohn zu den Winzern schickt (Mk.12,6; Mt.21,37; Lk.20,11-13). Er ist der Sohn, der zu den verlorenen Schafen des Hauses Israel gesendet wurde (Mt.15,24).

Johannes spricht in seinem Evangelium über vierzig mal von dieser Sendung. Etwa zwanzigmal ist sie nicht der Gegenstand des Satzes, sondern wird nur erwähnt, um der konkreten Aussage mehr Nachdruck zu verleihen. Statt zu sagen: „Ihr glaubt mir nicht“, spricht er davon, dass sie dem nicht glauben der „ihn gesandt hat“ (Jn.5,33). Beim Rest der Stellen geht es direkt darum, dass er der Gesandte ist: „Ich bin nicht von mir aus gekommen, sondern er hat mich gesandt“ (Jn.8,42). Wer ihm glaubt, glaubt auch dem, der ihn gesandt hat (Jn.5,24; 12,44; 13,20); auch die Lehre ist nicht seine Lehre, sondern stammt von dem, der ihn gesandt hat (Jn.7,16; 12,49; 14,24). Er sucht nicht seinen (eigenen) Willen, sondern den Willen dessen, der ihn gesandt hat (Jn.5,30; 6,38-39; 9,4). Und ebenso sucht er die Ehre dessen, der ihn gesandt hat und nicht die eigene (Jn7,18). Und wer ihn sieht, sieht den, der ihn gesandt hat; denn er ist nicht für sich allein, da der Vater, der ihn gesandt hat, mit ihm ist (Jn.12,45;8, 15.29). Seine Werke und die Einheit der Seinen, die durch ihn zustande gekommen sind, bestätigen, dass er gesandt ist (Jn.5,36; 17,21.23). Und der Vater, der ihn gesandt hat, gibt selbst Zeugnis über ihn (Jn.5,37; 8,18). Je weniger sein Volk bereit war seiner niederen Herkunft wegen ihn als den Gesandten zu akzeptieren und je mehr seine Frohbotschaft auf Unverständnis gestoßen ist, um so stärker betont er, dass er alle Voraussetzungen erfüllt, der zu sein, der da kommen soll. Seine Aussagen über sein „von-Gott-sein“ sind wortwörtlich und verblüffend und gehen weit über das hinaus, was sein Volk darunter verstanden hat. Er brachte in das Eine eine Zweiheit, was seinem Volk im Meer des Polytheismus als Einheit zu bewahren gelang.

Es ist also klar zu erkennen: Er bewies dadurch nicht die Existenz Gottes. Dies war auch nicht nötig, denn in Israel hat es kaum einen gegeben, der diesbezüglich Zweifel gehabt hätte. Sie hatten nur Zweifel darüber, wer dieser Mann aus Nazareth wäre. Ob er der ist, der da kommen soll? Und kann das von Gott sein, was dieser Mann als solches verkündet? Und kann jemand in der Weise der Gesandte des Vaters sein, wie dies dieser Mann aus Nazareth darstellt?

### **c.- Er geht hin**

Ging es um das Wie dieses Kommens und Gesendetseins, so hat er von Anfang an keinen Zweifel darüber gelassen, dass dieses Kommen und dieses Gesendetsein zeitlich begrenzt ist, nur für eine bestimmte Zeit gedacht ist. Darüber ließ er kaum Zweifel, da das auserwählte Volk sich durch den der da kommen soll, ein ewiges Königtum erhoffte. Es hoffte, dass der Messias für ewige Zeiten bei ihm bleibe (Jn.12,34). Schon in der ersten Zeit seines öffentlichen Wirkens - beim Gastmahl des Matthäus - macht er diesbezügliche Andeutungen: „Es werden aber Tage kommen, da ihnen der Bräutigam genommen ist“ (Mk.2,20). Und ebenso am Ende des galiläischen Jahres in der Synagoge von Kafarnaum: „Wenn ihr nun den Menschensohn dahin aufsteigen seht, wo er vordem war?“ (Jn.6,62). Und während des letzten Herbstaufenthaltes in Jerusalem ist dies ein wiederkehrendes Thema: „Ich gehe zu dem, der mich gesandt hat, ... ich weiß, woher ich gekommen bin und wohin ich gehe, dahin könnt ihr nicht kommen“ (Jn.7,33; 8,14.21).

Und dieses Gehens wegen ist das letzte Abendmahl auch ein Abschiedsmahl. Als er vom Verrat des Judas spricht, spricht er auch davon, dass der Menschensohn diese Welt verlassen wird. Und

beim Mahl selbst bemerkt er: „Ich werde es nicht mehr essen, bis das Mahl seine Erfüllung findet im Reich Gottes“. Und bei der Schaffung des neuen Kultes: „Ich werde nicht mehr von der Frucht des Weinstocks trinken bis zu dem Tag, an dem ich von neuem davon trinke im Reiche Gottes“ (Mk.14,25; Mt.26,29). Und von was sonst sollte die Abschiedsrede sprechen, als von diesem Weggehen?! „Ihr werdet mich suchen ... doch wohin ich gehe, dorthin könnt ihr nicht gelangen... Wenn ich gegangen bin... werdet auch ihr den Weg kennen ... Wenn ihr mich lieb hättet, würdet ihr euch freuen, dass ich zum Vater gehe... Jetzt aber gehe ich zu dem, der mich gesandt hat... Es ist gut für euch, dass ich fortgehe ... zum Vater gehe und ihr mich nicht mehr seht“. Und dann fasst er zusammen: „Vom Vater bin ich ausgegangen und in die Welt gekommen; ich verlasse die Welt wieder und gehe zum Vater“ (Jn.13,33; 14,2-4.28; 15,5-7.10.16.28).

Vor dem Hohen Rat spricht er schon von dem, was nach seinem Weggehen sein wird: „Ihr werdet den Menschensohn zur Rechten der Macht sitzen ... sehen“ (Mk.14,62). Zum Schächer zu seiner Rechten spricht er davon, dass er bald dort sein wird: „Heute noch wirst du mit mir im Paradies sein“ (Lk.23,43). Doch dann scheint es doch nicht so bald geschehen zu sein, da er sich so an Maria Magdalena wendet: „...ich bin noch nicht zu meinem Vater hinaufgegangen ... Ich gehe (aber) hinauf zu meinem Vater...“ (Jn.20,17). Den Jüngern von Emmaus, die mit den Ereignissen auf Golgatha nicht fertig wurden, stellt er gerade dieses als Voraussetzung dafür hin, damit der Menschensohn in seine Herrlichkeit eingehen könne (Lk.24,26). Markus und Lukas sind es dann, die über dieses Weggehen berichten: „Nachdem Jesus, der Herr, dies zu ihnen gesagt hatte, wurde er in den Himmel aufgenommen und setzte sich zur Rechten Gottes“, bzw.: „Und während er sie segnete, verließ er sie und wurde zum Himmel emporgehoben“ (Mk.16,19; Lk.24,51; Apg.1,9).

#### **d.- Zeitlosigkeit**

Im allgemeinen respektiert er bei seinen Berichten über die Sendung, das Kommen und das Gehen den normalen Zeitablauf; er hält sich an die Reihenfolge: Vergangenheit - Gegenwart - Zukunft. Doch dann durchbricht er sie auch mal.

Am auffälligsten tut er dies in seinem Gespräch mit Nikodemus: „Und niemand ist in den Himmel hinaufgestiegen außer dem, der vom Himmel herabgestiegen ist, und der im Himmel ist. Das Prädikat steht hier in drei Zeiten :Vergangenheit + Vergangenheit + Gegenwart. Eine logische Zeitfolge wäre aber diese: er wird hinaufsteigen, nachdem er herabgestiegen ist, dort war und dort sein wird; d.h. Zukunft + Vergangenheit + Vergangenheit + Zukunft. In diesem Gespräch überkommt ihn das göttliche Wissen seiner göttlichen Natur. Gleichzeitig spricht er aber in einer menschlichen Sprache und diese menschliche Sprache hat keine geeignete Ausdrücke, um die Zeitlosigkeit der göttlichen Existenz vermitteln zu können. Dies wäre nur möglich, gebe es neben dem Präteritum, dem Präsens und dem Futurum noch eine „zeitlose Zeitfolge“. Da aber eine „zeitlose Zeitfolge“ ein Widerspruch in sich ist - gibt es so etwas in der alltäglichen menschlichen Sprache nicht. Die Sprache der Philosophie versucht hier abzuweichen, indem sie z.B. sagt: Gott existiert zeitlos; d.h. sie hängt der Präsensform das Wort „zeitlos“ an. Jesus hat aber nicht die Sprache der Philosophen benutzt. In seiner ersten Aussage ersetzt er die Zukunft durch die Vergangenheit, und in der dritten die Zukunft durch die Gegenwart. Er vertauscht einfach die Zeiten.

Auch bei anderen Gelegenheiten tut er dies; z.B. beim Laubhüttenfest: „Ihr werdet mich suchen, und ihr werdet mich nicht finden; denn wo ich bin, dorthin könnt ihr nicht gelangen“ (Jn.7,34). Würde er die Zeitfolge respektieren, hätte er sagen müssen, - da er zum Zeitpunkt der Aussage gegenwärtig war: „...wo ich sein werde...“. Da Jesus aber das zeitlos - göttliche Leben erlebt, ersetzt er wieder mal die Zukunft durch die Gegenwart, wie er dies auch bei Nikodemus getan hat. Wie wir sehen können, benutzt er die Gegenwart um die „zeitlose Zeitfolge“ auszudrücken.

Das prägnanteste Beispiel für diese „zeitlose Zeitfolge“ finden wir im Streitgespräch um Abraham: „Euer Vater Abraham jubelte, weil er meinen Tag sehen sollte. Er sah ihn und freute sich“ (Jn.8,56). Die Hörer sind aufgebracht: „Du bist noch keine fünfzig Jahre alt und willst Abraham gesehen haben?“ In seiner Antwort legt Jesus großen Wert darauf, die „zeitlose Zeitfolge“ herauszustellen: „Amen, amen, ich sage euch: Noch ehe Abraham wurde, bin ich“ (Jn.8,57-58). - Die Hörer griffen zu den Steinen! Wenn er sich zeitlich gleichstellt mit Abraham, obwohl er noch keine fünfzig ist, so ist das eine Selbstvergötterung, die so nicht hingenommen werden kann. Wenn er aber dann auch noch behauptet: „Noch ehe Abraham wurde, bin ich“ - so verdient diese Aussage die Steinigung. Von Anbeginn der Diskussion hat man den Verdacht, dass der Disputant sich über die Zeit erheben will: „Für

wen gibst du dich aus?“ (Jn.8,53). Doch jetzt, nach dieser Aussage, weiß man es genau: Er hält sich für Gott. Und dem allgemeinen Wissen nach ist das eine Gotteslästerung, - die mit Steinigung zu betrafen ist. Noch einmal benutzt er die Gegenwart für die „zeitlose Zeitfolge“ im hohepriesterlichen Gebet: „Vater, ich will, dass alle, die du mir gegeben hast, dort bei mir sind, wo ich bin“ (Jn.17,24).

Der Hohe Rat hat die Situation richtig eingeschätzt. Er hat eine offenkundige Tatsache festgestellt, bevor er von Pilatus die Todesstrafe verlangt. Jesus hat sich tatsächlich zum Sohn Gottes gemacht. Das, was Jesus in drei Thesen brachte, hat der Hohe Rat lediglich zusammengefasst. Jesus ist als Sohn Gottes aus der zeitlosen Welt des Vaters gekommen. Nach Ablauf einer festgesetzten Frist geht er dorthin zurück. Und während er in dieser Zeit lebt, ist er gleichzeitig auch zeitlos beim Vater.

Jesus hat durch seine Lehre den Schleier, der über dem zeitlosen Leben Gottes lag, gelüftet. Er verschaffte uns die Möglichkeit, ein Bild von der Transzendenz zu bekommen; und dies nicht nur von einer Facette, mit der wir in Beziehung stehen, sondern auch von der Transzendenz schlechthin. Seine Lehre beschrieb uns das Leben Gottes dermaßen, dass dessen Grundinhalt nicht nur das Schaffen von dem ist, was außerhalb von ihm liegt. Gottes Leben ist ein Leben auch in sich; auch ohne Schöpfung hat es einen Inhalt. Die Schöpfung ist lediglich die Folge dieses Inhaltes, kraft dessen er das Leben in sich ist, - auch ohne uns. Das, was wir durch die Lehre Jesu mitbekommen haben, beschreibt uns in erster Reihe die reziproke Beziehung zwischen dem Vater und dem Sohn, bzw. die Beziehung zum Vater. Wir müssen die zeitlose Welt Gottes, die sich in einer innigen Beziehung entfaltet, kennen lernen, da sich all das, was Jesus uns über die Beziehungen Gottes zu uns mitteilt, auf diese zeitlose Welt, auf deren Wie aufbaut.

Der Sohn, der unter uns kam, brachte keinen Beweis, dass die Zeit notwendigerweise die Zeitlosigkeit, und der in der Zeit Existierende notwendigerweise den zeitlos Existierenden voraussetzt. Damit hat er sich nicht beschäftigt. Doch hat er über den Inhalt des zeitlosen Lebens berichtet wie jemand, der aus diesem kommt.

#### **e.- Die Offenbarung der Geheimnisse**

„Zündet man etwa ein Licht (λυχνος) an und stülpt ein Gefäß darüber oder stellt es unter das Bett? Stellt man es nicht auf den Leuchter?“ (Mk.4,21; Mt. 5,15; Lk.8,16). Die Leidenschaft des unter uns kommenden Sohnes war es, uns alles zu zeigen. Alles zu sagen, - das war seine Sache: „Ich habe euch alles mitgeteilt, was ich vom Vater gehört habe“ (Jn.15,15; 17,26). Durch sein Erscheinen hören die Geheimnisse auf - Geheimnisse zu sein. Seinen Jüngern ist es gegeben, „das Geheimnis (die Geheimnisse) des Himmels zu erkennen“ (Mk.4,11;Mt.13,11; Lk.8,10). Was früher verborgen (καλυπτειν, κρυπτειν) war, wird jetzt offenbar (φανερουν) und bekannt (γινωσκειν, γνωριζειν), da es aufgedeckt wird (αποκαλυπτειν). Das Verborgensein nimmt ein Ende, da der Vater den Sohn bekannt macht, und durch den Sohn die Geheimnisse des Bundes, - den Gott mit uns eingegangen ist, der Gemeinschaft, - die er mit uns bildet, mit einem Wort: seines Reiches, offenbar werden. Der als Licht in die Welt kommende Sohn zerstreut die Finsternis. Dadurch, dass er seinen Jüngern seine eigenen Wissensinhalte und die daraus folgende Lebensgestaltung mitgeteilt hat, hat er sie dazu befähigt, ebenfalls Licht der Welt zu sein (Jn.8,12; 12,46; Mt.5,14). Mit ihm beginnt das Erwachsensein des Menschen, bei dem jeder ein Jünger Gottes, ein Freund Jesu sein kann, und dies, weil jeder das nötige Wissen bekommt (Jn.6,45; 15,15). Was bis dahin verborgen war, war dies nur, damit es jetzt aufgedeckt, offen, bekannt werde (Mt.10,26; Mk.4,22; Lk.5,17; 12,2). Der Vater hat den Kleinen (Geringen) seine Geheimnisse offenbart; zu ihnen zählt auch Petrus (Mt.11,25; 16,17; Lk.10,21). Den Vater wird der kennen, dem der Sohn ihn offenbaren will (Mt.11,27). Was Jesus ins Ohr flüstert, wird man von den Dächern verkünden (Mt.10,27; Lk.12,3). Die Trinität insgesamt ist daran interessiert, dass uns ihr Reich bekannt sei, jenes Reich, in das uns der Sohn berufen hat. Wer den Sohn liebt, zu dem wird der Sohn und der Vater kommen. Der Sohn wird bei uns sein bis ans Ende der Welt und der Geist wird uns im Laufe der Geschichte in die volle Wahrheit ein führen. Am Ende der geschichtlichen Entwicklung wird sich uns der Sohn noch einmal offenbaren, damit wir zum vollkommenen Sehen gelangen können (Jn.14,22; Mt.28,20; Jn.15,13; 16,23).

Der unter uns kommende Sohn ist sich seiner fundamentaltheologischen Bedeutung bewusst: durch sein Kommen nehmen wir an der Offenbarung teil. An jener Offenbarung die die gesamte Zukunft der menschlichen Geschichte bestimmt: „Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte werden nicht vergehen“ (Mt. 24,35; Lk.13,31; Lk.21, 33; Mt.5,13; Lk.16,17)

# Z E I T L O S E S L E B E N

## 4. VOM VATER ZUM SOHN

### a.- Er kennt den Sohn

Im folgenden untersuchen wir jene Sätze, in denen der Vater das Subjekt und der Sohn das Objekt ist. Der Bezugsinhalt wird in diesen Sätzen jeweils durch ein bestimmtes Verb angezeigt. Diese Zeitwörter versuchen wir zu ordnen; diese sind: kennen, lieben (Wohlgefallen finden), geben, verherrlichen, Zeugnis geben, heiligen, verlassen und senden. (Mit letzterem haben wir schon beschäftigt.) Beim ersten Verb handelt es sich um einen intellektuellen Prozess, bei den übrigen kann es sich auch um einen Willensakt handeln.

„Ich bin der gute Hirt. Ich kenne die meinen ... so wie der Vater mich kennt“ (Jn.10,14-15). Die Folge dessen, dass der gute Hirt seine Schafe kennt, ist, dass er bereit ist, sein Leben für sie hinzugeben. Das zeitlose Vorbild eines Kennens mit solchen Folgen ist, - dass der Vater den Sohn kennt. Dies ist eine intellektuelle Aktivität, aus der Liebe entspringt. Wie wir noch sehen werden, ist das Verb, das alle Verben zusammenfasst, die die Beziehung des Vaters zum Sohn zum Inhalt haben, das Verb „lieben“.

„Niemand kennt den Sohn, nur der Vater“ (Mt.11,27; Lk.10,22). Der Sohn wurde vorgestellt und hat sich selbst vorgestellt, und so hat man ihn gekannt. Es kannte ihn der Täufer; es kannten ihn die Jünger. Wenn das aber so ist, dann bezieht sich das „niemand“ auf ein Kennen, das sich qualitativ von dem des Täufers und der Jünger unterscheidet. Es bezieht sich auf ein Kennen, das einzigartig ist, und keinem andersartigen Kennen, auch keinem andersartigen Kennen des Sohnes, gleich zu setzen ist. Das Kennen des Täufers und das der Jünger ist ein - Kennen in der Zeit; das Kennen des Vaters ist ein - zeitloses Kennen. Letzteres steht so weit über dem zeitlichen, das dieses, wird es mit dem Ergebnis des zeitlosen Kennens verglichen, als Nichtkennen eingestuft werden kann: „Niemand kennt den Sohn“. Auch wenn ihm die Form der „zeitlosen Zeitfolge“ fehlt, bringt Jesus die Zeiten nicht immer durcheinander, doch bietet er uns immer dann, wenn er über die inneren Beziehungen Gottes spricht, ein Fenster, durch das die Zeitlosigkeit durchschimmert.

### b.- Er liebt den Sohn

Obwohl sich dieser Bezugsinhalt bei Johannes in seiner ganzen Fülle entfaltet, so ist er doch auch bei den Synoptikern zu finden. Bei der Taufe ist es die Stimme des Vaters, die von dieser Beziehung spricht: „Das ist mein geliebter Sohn“. Und das gleiche geschieht bei der Verklärung. Und gegen Ende seiner Laufbahn ist es Jesus, der im Gleichnis von den bösen Winzern, dem Vater diese Worte in den Mund legt: „Ich will meinen geliebten Sohn zu ihnen schicken“ (Mk.1,11; Mt.3,17; Lk.3,22; Mt. 17,5; Mk.9,7; 12, 6; Lk.20,13). Bei der Taufe wird dem „αγαπᾶν“ das „εὐδοκεῖν“ (mögen, Wohlgefallen finden) beigelegt, das einen sehr ähnlichen Sinn hat: „...an dir habe ich Wohlgefallen gefunden“ (Mk.1,11; Mt.3,17; Lk.3,22). Trotz der Ähnlichkeit hat es nicht denselben Sinn. Beim „αγαπᾶν“ geht die Beziehung vom Vater aus. Beim „εὐδοκεῖν“ hingegen ist es das Ergebnis einer Reaktion, die vom Sohn ausgeht und den Vater erreicht. Infolge des Verhaltens des geliebten Sohnes findet der Vater ein Wohlgefallen an ihm. Obwohl der Täufer protestiert, besteht Jesus darauf, „eingetaucht“ zu werden und begründet dies damit, nur so dem Vater zu gefallen, sein Wohlgefallen zu erlangen, da er sonst auch immer nur das tut, was dem Vater gefällt (ἀρεστον) (Jn.8,29).

An sechs Stellen bezeichnet das vierte Evangelium das „αγαπᾶν“ jene Beziehungsinhalte, die den Sohn erreichen. Viermal steht es im Präsens, einmal lässt das Präteritum die Zeitlosigkeit erahnen, und einmal spricht es auch direkt davon: „Weil du mich schon geliebt hast vor der Erschaffung der Welt“ (Jn.17,24). So wie das Kennen des Sohnes, so ist auch das Lieben des Sohnes nicht erst in dieser Welt der Zeit zustande gekommen. Es hat nicht begonnen, es ändert sich nicht, es kann nicht vergehen, es ist eben unveränderlich und zeitlos.

In seinem Lehrbeispiel vom guten Hirten gibt er die Begründung, warum der Sohn geliebt ist: „Deshalb liebt mich der Vater, weil ich mein Leben hingebe...“ (Jn.10,17). Vergleichen wir diese Äußerung mit dem, was er im Gleichnis vom Rebstock sagt, erkennen wir ganz genau, dass wir innerhalb des Begriffes „Liebe“ zu unterscheiden haben. Hinzu wollen wir noch einen Satz aus der Abschiedsrede nehmen: „So wie ich die Gebote meines Vaters gehalten habe und in seiner Liebe bleibe“ (Jn.15,10).

Sowohl im ersten als auch im letzten Satz hat dieses Lieben des Sohnes den Charakter einer Konsequenz. Beide Male bleibt der Sohn in der Liebe des Vaters, und dies als Folge bestimmter Verhaltensweisen eben dieses Sohnes: - da er die Gebote hält und sein Leben hingibt. Demnach müssen wir unterscheiden zwischen der zeitlosen Liebe des Vaters zum Sohn, und dem Verbleiben des Sohnes in der Liebe ebendieses Vaters. Die erste Liebe ist ein Urfaktum, das nicht weiter erklärt und begründet werden muss. Die zweite Liebe ist die Folge einer Erwidern durch Verhalten auf dieses Urfaktum. Die erste Variante zeigt den Vater so wie er ist: er liebt den Sohn. Die zweite zeigt das Ergebnis, das durch das Verhalten des Vaters und das Antwort-Verhalten des Sohnes zustande kommt. Das Verhalten des Sohnes löst demnach die Liebe des Vaters nicht aus, bringt sie nicht zustande, sondern sichert lediglich, dass der Sohn in dieser väterlichen Liebe bleiben kann. Der Vater hat die primäre, die Ausgangsrolle, auf die der Sohn dann antwortet. Und dieser Antwort wegen hält der Vater seine Liebe zum Sohn aufrecht. Diese den Sohn erreichende Liebe des Vaters ist im Sein und Leben des Vaters als Urfaktum vorhanden: „... die Liebe, mit der du mich liebst...“ (Jn.17,25). Wir fassen zusammen: Der Vater liebt den Sohn, und da der Sohn danach trachtet, dem Vater zu gefallen, bleibt er in dieser Liebe.

Dieses zeitlose Lieben des Sohnes durch den Vater hat in dieser Welt ebenso wenig etwas Gleichwertiges, wie es auch das Kennen des Sohnes nicht hat. Jesus hätte auch sagen können: Niemand liebt den Sohn, nur der Vater! Und dies aus demselben Grund, aus dem er behauptet hat, nur der Vater würde ihn kennen. Das Kennen und die Liebe erfordert eine Beziehung: sehen und lieb gewinnen! Dieses Kennen und Lieben, das nach der Lehre Jesu das logisch erste Moment der Welt Gottes ist, ist nicht das Produkt eines Augenblickes, sondern jener Zeitlosigkeit der Welt Gottes, die den Augenblick nicht kennt und ein Attribut derselben ist (Nr.5a).

Dieses zeitlose Urfaktum ist das zeitlose Vorbild auch für die Liebe, mit der der Vater die Menschen liebt: „...und du sie geliebt hast, wie du mich geliebt hast“ (Jn.17,23). Und nach dem Vorbild dieses Urfaktums hat auch der Sohn die Menschen geliebt: „Wie mich der Vater geliebt hat, so habe auch ich euch geliebt“ (Jn.15,9). Diese Urfaktum ist auch die Urquelle des Lebensinhaltes des Reiches Gottes, das durch Jesus verkündet wurde. Ist diese Art von Liebe - mit der der Vater den Sohn liebt - in dieser geschaffenen Welt erfahrbar, so hat sie ebenda ihren Ursprung.

Und welches ist der Inhalt einer solchen Liebe? Das vierte Evangelium benutzt ein einziges Mal das gefühlsbetontere „φιλειν“ geht es um die Liebe zum Sohn: „Denn der Vater liebt den Sohn und zeigt ihm alles, was er tut und noch größere Werke wird er ihm zeigen, so dass ihr staunen werdet. Denn wie der Vater die Toten auferweckt und lebendig macht, so macht auch der Sohn lebendig, wen er will“ (Jn.5,20-21). Der Vater zeigte dem Sohn alles, was er tut, damit dieser seinerseits die Möglichkeit bekomme, das gleiche zu tun. Und der Grund dafür liegt darin, dass der Sohn geliebt wird. Im hohepriesterlichen Gebet wird dieser Zusammenhang durch ein explikatives Bindewort vermittelt: „Sie sollen meine Herrlichkeit sehen, die du mir gegeben hast, weil du mich schon geliebt hast vor der Erschaffung der Welt“ (Jn.17,24).

### c.- Er gab dem Sohn

„**Du gabst!**“ - Geht es um die den Sohn erreichenden Beziehungsinhalte, so kommt am häufigsten das Verb „geben“ vor. Das das Wesen des Vaters anzeigende Urfaktum offenbart sich am häufigsten durch das Geben; - wie wir dies aus den Äußerungen Jesu erfahren. Zusammenfassend erklärt der Evangelist Johannes die Liebe zum Sohn so: „Der Vater liebt den Sohn und hat alles in seine Hand gegeben“ (Jn.3,35). Dieses Geben ist die Konkretisierung des Inhaltes der Liebe zum Sohn. Dieses legt das Urfaktum offen. Doch was ist das, was der Vater dem Sohn gegeben hat?

**Alles !** - Dies erfahren wir nicht nur von Johannes. Wir hören es auch im hohepriesterlichen Gebet: „...alles, was du mir gegeben hast, ist von dir.“ (Jn.17,7). Bei Johannes erfährt dieses „alles“ eine Einschränkung, nicht aber bei den Synoptikern: „Mir ist von meinem Vater alles übergeben worden“ (Mt.11,27; Lk.10,22). Als Jesus dieses Geben-von-allem an der Macht festmacht, erfahren wir wieder mal, dass es beim Geben des Vaters um eine Totalität geht, die ein Maß nicht kennt: „Mir ist alle Macht gegeben im Himmel und auf der Erde“ (Mt.28,18). Jesus hat den Vater nie so beschrieben: „Der Vater ist der, der liebt“. Dafür machte er aber eine sich auf das Geben beziehende Äußerung, die fast einer Definition des Vaters gleichkommt: „Mein Vater, der sie mir gab, ist größer als alle...“ (Jn.10,29). Hier ist der Vater „der, der gibt“. Und dem Sohn gibt der Vater alles.

In was konkretisiert sich dieses „alles“? In folgenden Inhalten: das Leben in sich, die Menschen, das Reich, die Macht, die Lehre, die zu verrichtende Werke, die Herrlichkeit.

**Das Leben in sich!** - „Wie der Vater das Leben in sich hat, so hat er es auch dem Sohn gegeben, das Leben in sich zu haben“ (Jn.5,26). Das Gegenteil vom Leben-in-sich, ist ein Leben, das nicht aus sich ist. Das Leben, das wir in dieser Welt der Zeit vorfinden, ist ein Leben, das nicht in sich besteht, sondern beginnt und endet, abhängig ist von anderem. Es ist ein Leben von anderen. Direkt kommt dieses von der vorgehenden Generation, indirekt vom Urgrund der Existenz. Den Gegensatz zu diesem Leben, das von anderen kommt und von anderen abhängt, nennt Jesus nicht ein Leben von sich, sondern ein Leben in sich. Warum das? Höchstwahrscheinlich darum, weil es ein absurder Widerspruch wäre, solch ein Leben-von-sich weiter zu geben, oder zu bekommen. Dagegen kann das Leben-in-sich sehr wohl weitergegeben und auch bekommen werden. Der Vater gibt es und der Sohn bekommt es. Der Inhalt dieser Beziehung des Gebens ist das LEBEN (ζωή). Die Rede in Kafarnaum hebt gerade dieses Lebensmerkmal der Existenz Gottes hervor, mit der besonderen Betonung, dass der Inhalt dieser Beziehung den Sohn erreicht: „Wie mich der lebendige Vater gesandt hat und wie ich durch den Vater lebe“ (Jn.6,57). Der lebendige Vater hat ein Leben, das in sich besteht, und dieses Leben gibt er dem Sohn weiter. Als Folge dieser väterlichen Liebe, die sich darin zeigt, dass sie Leben weitergibt, lebt der Sohn. Ohne diese würde er nicht leben, nicht existieren.

Dies ist das grundlegende, das tragende Merkmal des trinitären Lebens. Der bis zum Sohn reichende Beziehungsinhalt ist die tragende Grundlage für alle übrigen Beziehungsinhalte des Gebens. Sind diese Beziehungsinhalte des Gebens zeitlos? Der Vater tritt nicht aus dieser Zeitlosigkeit heraus und daher sind sie aus seiner Sicht ebenfalls zeitlos. Der Sohn tritt wohl in die Zeit ein, doch wie wir schon gesehen haben, verlässt er damit nicht auch die Zeitlosigkeit. Der Beziehungsinhalt des Gebens des Lebens-in-sich erreicht ihn eindeutig in der Zeitlosigkeit. Die übrigen Beziehungspunkte des Gebens, die wir im folgenden sehen werden, werden für die zeitbedingte Betrachtungsweise sehr wohl in der Zeit realisiert doch für den Sohn, der „in den Himmeln ist“ - sind sie zeitlos. Für den Vater, der nie in die Zeit eintritt, sind sie ebenfalls zeitlos.

**Menschen!** - Schon in der Rede zu Kafarnaum können wir hören: „Alles, was der Vater mir gibt, wird zu mir kommen... Es ist aber der Wille dessen, der mich gesandt hat, dass ich keinen von denen, die er mir gegeben hat, zu Grunde gehen lasse...“ (Jn.6,37.39). Mit „alles“ und „von denen“ meint er die Seinen. Die Seinen sind die, die an ihn glauben. Es sind Menschen. Dieses Objekt des väterlichen Gebens ist ein Thema, das sich durch das gesamte hohepriesterliche Gebet hindurch zieht: „Du hast ihm Macht über alle Menschen gegeben, damit er allen, die du ihm gegeben hast, ewiges Leben schenkt... Ich habe deinen Namen den Menschen offenbart, die du mir aus der Welt gegeben hast. Sie gehörten dir, und du hast sie mir gegeben ... Nicht für die Welt bitte ich, sondern für alle, die du mir gegeben hast ... Bewahre sie in deinem Namen, den du mir gegeben hast, damit sie eins sind wie wir ...“ Und dann gleichsam als Zusammenfassung: „Vater, ich will, dass alle, die du mir gegeben hast, dort bei mir sind, wo ich bin“ (Jn.17,2.6.9.11.24). Die gesamte Schöpfung ist Eigentum des Schöpfers. In der eben erwähnten Äußerung aber, nennt Jesus nur jene Menschen zum Vater gehörig, die durch ihn eins mit dem Vater werden (Nr.40a); nur jene also, die das Reich Gottes bilden. Und damit weist der Beziehungsinhalt des Gebens „Mensch“ schon auf den nächsten Inhalt.

**Das Reich!** - An diesen Inhalt des väterlichen Gebens erinnert Lukas. Beim letzten Abendmahl versichert er den Seinen, dass ihre Treue auch belohnt wird: „Darum vermache ich euch das Reich, wie es mein Vater mir vermacht hat...“ (Lk.22,29). Hier geht es um das Reich, das zu definieren diese Arbeit sich als Aufgabe gestellt hat. Das Reich, das der Vater dem zeitlosen Sohn zeitlos gegeben hat; und das notwendigerweise die Gemeinschaft einiger bedeutet (Nr.119; 132a). Vor allem die zeitlose Gemeinschaft des Sohnes mit dem Vater durch den Geist.

**Die Macht!** - Wer Reich sagt, sagt notwendigerweise auch Macht, da es ein Reich ohne Macht nicht gibt. Dieses Objekt des väterlichen Gebens ist vielfach dokumentiert. Und wie zeigt sich diese Macht? „Du hast ihm Macht über alle Menschen gegeben“ - lesen wir im hohepriesterlichen Gebet. Diese Macht über die Menschen konkretisiert sich in der Vollmacht, über sie Gericht halten zu können: „Der Vater richtet niemand, sondern er hat das Gericht ganz dem Sohn übertragen.“ Über diese Konkretisierungen hinaus erwähnt Jesus dieses Objekt des Gebens auch ohne irgendeine Einschränkung: „Mir ist alle Macht gegeben...“ (Jn.17,2;5,27.22;Mt.28,18). Diese Macht ist die besondere Macht jenes Reiches, das der Sohn vom Vater bekommen hat (Nr.133). Dieses Reich ist unzertrennbar mit dem Leben verbunden, das das Grundattribut des Urfaktums ist. Diese dem Sohn gegebene Macht ist eine besondere Macht, da sie das Prägemaß des Urfaktums ist. Eine Folge dieser besonderen Macht ist die, dass der, dem alle Macht auf Erden übergeben wurde, auf Erden durch eine andersartige Macht als

dritter zwischen zwei Schächern umgekommen ist. Vom Vater bekam der Sohn die Macht der Liebe, die notwendigerweise ein Attribut des Lebens-in-sich ist.

**Die Lehre!** - Ein Reich ohne Macht gibt es nicht; aber auch ohne Gesetz nicht. Fehlt das Gesetz, fehlt die Grundlage der juristischen Macht. Daher hat der Vater dem Sohn nicht nur das Reich gegeben, sondern auch dessen Gebote: „Denn die Worte, die du mir gegeben hast, gab ich ihnen...“ (Jn.17,8). Die gesamte Lehre, durch deren Besitz er die Möglichkeit hatte, die Frohbotschaft des Reiches Gottes zu verkünden, hat er vom Vater bekommen: „Denn was ich gesagt habe, habe ich nicht aus mir selbst, sondern der Vater, der mich gesandt hat, hat mir aufgetragen, was ich sagen und reden soll“ (Jn.12,49). Inhaltlich deckt sich der Beziehungsinhalt „lehren“ auch damit: „Wenn ihr den Menschensohn erhöht habt, dann werdet ihr erkennen, dass ich... nur das sage, was mich der Vater gelehrt hat“ (Jn.3,23). Sowohl die Lehre, als auch die Macht dieses Reiches ist eigenartig: sie knüpfen an das Urfaktum an. Die Lehre von der Liebe erhält der Sohn von dem Vater, der auch den Bösen und jenen, die Gott nicht wohlgefällig sind, die Sonne und den Regen nicht verweigert

**Das zu Ende zu führende Werk!** - Ein Reich gibt es nicht nur ohne Macht, Gericht und Gesetz nicht; dazu gehört auch das Vollbringen und die Verwirklichung. Der Vater hat Jesus auch das übertragen, was in seinem Reich zu vollbringen ist: „Ich aber habe ein gewichtigeres Zeugnis als das des Johannes: Die Werke, die mein Vater mir übertragen hat, damit ich sie zu Ende führe ...Ich habe dich auf Erden verherrlicht und das Werk zu Ende geführt, das du mir aufgetragen hast“ (Jn.5,36; 17,4). Gelegentlich hat Jesus die Ausführung der Werke als ein Gebot dargestellt, als etwas, das mit der Sendung und der Lebenshaltung, die als „nicht aus mir“ beschrieben werden kann, zusammenhängt: „Der Vater ... hat mir aufgetragen .... Diesen Auftrag habe ich von meinem Vater empfangen“ (Jn.12,49; 10,18). Auf Gethsemani konkretisiert er diesen Auftrag: „Soll ich den Kelch, den mir der Vater gegeben hat, nicht trinken?“ (Jn.18,11). Jesus hat den Auftrag bekommen, sein Leben hinzugeben; diesen Auftrag hat er vom Vater bekommen. Das gesamte Lebenswerk des Sohnes in der Zeit ist die Folge dieses Auftrages. Aus diesem Auftrag heraus hat er Wunder gewirkt, gelehrt, Gemeinschaft begründet, sein Leben ungeschützt dargeboten. Dieser Beziehungsinhalt kann so zusammengefasst werden: „die Sendung“, da diese Sendung des Messias bis Golgatha reicht (Nr.85a). Noch ein weiterer Ausdruck deutet auf diese bis zum Sohn reichende Beziehung des Gebens hin. Es ist der Ausdruck „von meinem Vater“: „Viele gute Werke ließ ich euch sehen von Seiten meines Vaters...“ (Jn.10,32). Die Liebe des Vaters zum Sohn zeigt sich dadurch, dass er alles gibt; auch wenn es um Aufgaben geht. Auch diese Aufgaben sind vom Urfaktum geprägt: Das der Liebe entspringende Geben trägt dem Sohn die Aufgaben der Liebe auf. Der zeitlos im Himmel seiende Sohn erhält auch zeitlos die Aufgabe der Liebe. Die Liebe des Vaters befähigt ihn grundsätzlich, die zeitlos seienden Aufgaben der Liebe zu erfüllen.

#### **d.- Er verherrlicht den Sohn**

Nach der Lehre Jesu ist die Herrlichkeit eine unabdingbare Folge des zeitlosen Lebens Gottes: Wessen das Reich und wessen die Macht, dessen ist auch die Herrlichkeit (vgl. Mt.6,13 in einigen Kodexen). Von der Versuchung in der Wüste bis zu seinem Ende in Jerusalem hat der Sohn immer diese Herrlichkeit gesucht. Einen Vorgeschmack davon gibt er den Seinen auf dem Berg der Verklärung; davon redet er in seinen letzten Tagen und auch noch bei seinem Abschied (Nr.70).

Die Herrlichkeit des göttlichen Lebens reicht vom Vater bis zum Sohn. Im hohepriesterlichen Gebet spricht er öfters davon: „Und ich habe ihnen die Herrlichkeit gegeben, die du mir gegeben hast ... Vater ...sie sollen meine Herrlichkeit sehen, die du mir gegeben hast, weil du mich schon geliebt hast vor der Erschaffung der Welt“ (Jn.17,22.24). Die Bemerkung „vor der Erschaffung der Welt“ deutet auf die Zeitlosigkeit dieser Beziehung zum Sohn hin. Diese Zeitlosigkeit hebt das hohepriesterliche Gebet noch einmal hervor, wobei nicht von der Übergabe der Herrlichkeit die Rede ist, sondern davon, dass er schon in deren Besitz ist: „Vater, verherrliche du mich jetzt bei dir mit der Herrlichkeit, die ich bei dir hatte, bevor die Welt war“ (Jn.17,5).

Im Sprachgebrauch Jesu ist die verbale Form „verherrlichen“ gleichbedeutend mit dem Geben der Herrlichkeit; er ist es auch, der die Herrlichkeit gibt. Wie wir schon erwähnten, erwartet Jesus diese Herrlichkeit ausschließlich vom Vater: „Ich suche nicht meine Herrlichkeit; es ist einer, der sie sucht und richtet... Wenn ich mich selbst verherrliche, so ist meine Herrlichkeit nichts; mein Vater ist es, der mich verherrlicht“ (Jn.8,50.54). Der Vater verherrlicht den Sohn, weil dieser die auftragene Lehre verkündet, den Auftrag erfüllt und die Werke vollbringt. Als Lohn dafür wird der Sohn durch den Vater verherrlicht. Als Belohnung also für die Aufgaben, und insbesondere für die größte unter



diesen, wofür er auch gekommen ist. Wenn nämlich der Sohn treu an der Lebensrichtung festhält, die in der Welt des Vaters ihre Gültigkeit hat und deren Inhalt das Geben in Liebe ist, und dies bis auf Golgatha, dann gehört ihm auch das, was zu diesem Leben dazugehört: - die Herrlichkeit. Darum auch der frohlockende Ton beim letzten Abendmahl, - knapp vor der Vollendung des Werkes also: „Nun wurde verherrlicht der Menschensohn, und Gott wurde verherrlicht in ihm. Wurde Gott verherrlicht in ihm, dann wird Gott auch ihn verherrlichen in sich, und bald wird er ihn verherrlichen“ (Jn.13,31-32). Und im hohepriesterlichen Gebet lesen wir: „Ich bitte für sie ... denn sie sind dein ... und ich bin verherrlicht in ihnen“ (Jn.17,9-10). Doch bittet der Sohn den Vater, auch ihm diese Herrlichkeit zu geben. Daraus folgt, dass er diese Herrlichkeit zu der Zeit nicht besitzt; zu diesem Zeitpunkt besitzt er sie lediglich hoffnungsweise: „Vater, verherrliche deinen Sohn ...“ (Jn.17,1).

In seinen Äußerungen berichtet Jesus einerseits davon, dass die zeitlose Herrlichkeit des Vaters auch den Sohn erreicht, andererseits wiederum davon, wie der Sohn - der in die Zeit eingetreten ist - im Dienste dieser Herrlichkeit steht, um nach der Beendigung dieses zeitlich begrenzten Dienens diese Herrlichkeit restlos zu besitzen, die er als Sohn „im Himmel“ immer schon restlos besitzt. Ein solches Bitten um diese Herrlichkeit ist nur möglich, wenn der Sohn beim Eintritt in diese Welt der Zeit sich all dessen „entäußert“ hat, was mit der Existenz in der Zeit nicht zusammengeht (Phil.2,7). Doch lebt der Sohn, der den Auftrag in der Zeitlosigkeit angenommen hat, parallel zu seiner „Entäußerung“ auch im Zustand der Zeitlosigkeit des „Himmels“. Daher erfüllt der Sohn auch zeitlos die zeitlosen Aufgaben der Liebe, um sich so die Herrlichkeit zu verdienen, die ihm der Vater kraft des Urfaktums auch vor und ohne diesen Dienst gegeben hat.

#### **e.- Er gibt Zeugnis über den Sohn**

Dieses Zeugnisgeben ist bei der Taufe, der Verklärung und in den Tagen vor dem Leiden (Jn.12,28-29) durch die Stimme des Vaters von oben her zu hören. Aber auch der Sohn spricht von dieser Tatsache, dass der Vater für ihn Zeugnis gibt, das gelegentlich auch in der Form einer Theophanie (Gotteserscheinung) geschieht. Davon spricht er in Jerusalem: „Wenn ich Zeugnis gebe über mich selbst, ist mein Zeugnis nicht wahr; ein anderer gibt Zeugnis über mich... die Werke, die zu vollbringen mir der Vater gegeben hat, diese Werke, die ich tue, sie bezeugen von mir, dass der Vater mich gesandt hat. Der Vater, der mich sandte, er selbst gab Zeugnis über mich“ (Jn.5,31.36-37). Und ähnlich spricht er in Kafarnaum: „Müht euch nicht um die vergängliche Speise, sondern um die Speise, die anhält zu ewigem Leben, wie sie der Menschensohn euch geben wird; denn ihn hat der Vater beglaubigt mit seinem Siegel“ (Jn.6,27). Eine andere Form dieses Zeugnisgebens ist, dass der Vater dem Petrus offenbart, dass Jesus der Sohn des lebendigen Gottes ist (Mt.16,17). Wenn wir so wollen ist dieses Zeugnisgeben von der Vater-Sohn-Beziehung eine Angelegenheit die sich nur in der Zeit abspielt; innerhalb der Hl. Dreifaltigkeit wird sie kaum notwendig sein.

Das Folgende bringt uns weitere Formen dieses Zeugnisgebens.

#### **f.- Er heiligt den Sohn**

„Nicht eines guten Werkes wegen steinigen wir dich, sondern der Lästerung wegen, weil nämlich du, der du ein Mensch bist, dich selbst zu Gott machst“ - sagen die Bewohner Jerusalems zu Jesus. Und darauf gibt er diese Antwort: „Wie wollt ihr von dem, den der Vater geheiligt und in die Welt gesandt hat, sagen: Du lästerst!“ (Jn.10,33.36). „Heiligen“ ist die Verbalform des Adjektivs „heilig“ und bedeutet: heilig machen. Das Wort „heilig“ ist Jesus fünf mal in den Mund gelegt. Heilig ist der Vater, die Engel Gottes, das Wort Gottes, sowie der Ort Gottes, der Tempel in Jerusalem. Heilig ist also Gott und alles, was ihm gehört, ob das nun geschaffene Geister, Wahrheiten und Lehren, oder Objekte sind, die ihm geweiht sind (Jn.17,11; Mk.8, 38; Lk.9, 26; Mt.7,6; 24,15).

Die Heiligmachung ist eine Beziehung, bei der der erste Bezugspunkt mit Hilfe des dritten Bezugspunktes d.h. mit Hilfe der Beziehungsinhalte der Heiligmachung den zweiten Bezugspunkt heiligt. Jesus hat acht Sätze, in denen das Verb „heiligen“ vorkommt. Und welches ist das Subjekt (der erste Bezugspunkt) und welches das Objekt (der zweite Bezugspunkt) in diesen acht Sätzen? Die Menschen, die zum Vater beten, heiligen dessen Namen (Mt. 6,9; Lk.11,2); der Tempel, das Gold und der Altar, die Gaben (Mt. 23,17.19) . Der Vater heiligt den Sohn, bzw. die Menschen. Der Sohn heiligt die Menschen (Jn.10,36;17,17.19).

Heilig kann demnach nur Gott machen, und das, was zu Gott gehört: der Vater, der Sohn, der Tempel, der Altar, der zu Gott gehörende Mensch und die Wahrheit (Jn.17,19). Die Subjekte sind die

ersten Bezugspunkte. Und welches sind die Objekte, d.h. die zweiten Bezugspunkte, die geheiligt werden können? Der Vater, der Sohn, die Seinen, das Gold und jene, die Gott geweiht werden. Wir fassen zusammen: Heiligen kann nur Gott und das, was zu ihm gehört. Aber auch geheiligt kann nur Gott und das werden, was ihm angehört.

Sehen wir nun den dritten Bezugspunkt, d.h. die Beziehungsinhalte dieses Heiligen:

Mt. 6,9; Lk. 11,2	die im Vater beschriebene Haltung
Mt. 23,17.19	die Reservierung für Gott
Jn. 10,36	die Sendung in die Welt
Jn. 17,17	das Wort Gottes ist die Wahrheit
Jn. 17,19a	die Hingabe für uns
Jn. 17,19b	die Wahrheit (αλήθεια)

Die im Vaterunser beschriebene Haltung: Der Mensch übergibt sich restlos Gott, denn der Name Gottes wird dann geheiligt, wenn sein Reich dadurch unter uns kommt, dass sein Wille durch unseren Gehorsam, d.h. durch unsere Hingabe, in uns verwirklicht wird. Eine Reservierung geschieht dann, wenn das, was der Mensch hingibt, von Gott angenommen wird. Über den Inhalt der Sendung in die Welt sagt Jesus folgendes zu Nikodemus: „So sehr hat Gott die Welt geliebt, dass er seinen eingeborenen Sohn hingegeben hat“ (Jn.3,16). Als der Vater den Sohn in die Welt gesandt hat, hat er ihn nach Golgatha geschickt. Diese Hingabe war eine derartige, dass das zeitliche Leben seines geliebten und lieben Sohnes, der immer danach getrachtet hat, dem Vater wohlgefällig zu sein, in einer abscheulichen Erniedrigung unterging. Diese Sendung bedeutet demnach eine völlige Ausschöpfung des Gebens, in einem Maße, wie dies in der Zeitlichkeit möglich ist. Die Wahrheit - ist das Bild der Liebe im Bewusstsein: jene Wahrheit, dass wir lieben müssen (Nr.16,73a); und diese Liebe kennt beim „Allesgeben“ kein Maß. Daraus folgt, dass der Inhalt dieser Wahrheit - die Hingabe ist. Und demnach gestalten sich unsere Sätze von oben wie folgt:

Mt. 6,9; Lk. 11,2	die Hingabe
Mt. 23,17.19	die Annahme der Hingabe
Jn. 10,36	der Vater gibt seinen Sohn hin
Jn.17,19a	der Sohn gibt sich selbst hin
Jn.17,17.19b	die Hingabe

Demnach ist der Inhalt der Beziehung des Heiligen, des Heiligmachens - das Geben. Wenn das Urfaktum Gottes die Liebe ist, dann kann auch das am häufigsten benutzte Beiwort Gottes, das Adjektiv „heilig“, über nichts anderes eine Aussage machen, als über die Liebe, die das Wesen Gottes offenbart.

Aus dem bisher Gesagten ist klar zu erkennen: Gott ist darum heilig, weil er hingebend ist. Und das Objekt, das zu Gott gehört, ist auch darum heilig, weil es hingegeben ist. Wenn „heiligen“ aber soviel bedeutet wie „hingeben“, dann sind die von Jesus benutzten Wörter „heilig“ (ἅγιος), „lieben“ (ἀγαπᾶν) und „geben“ (δίδοναι) als aktive Mittelwörter der Gegenwart zu verstehen; d.h. - der liebende ..., der hingebende... - ist heilig. Im Falle von Gegenständen sind sie als passive Mittelwörter der Vergangenheit zu verstehen: etwas ist heilig, da es hingegeben wurde. Dieses Geheiligtwerden drückt der Apostel Paulus so aus: „Er hat seinen eigenen Sohn nicht verschont, sondern ihn für uns alle hingegeben...“ (Röm.8,32). Hat demnach der Vater den Sohn als Objekt betrachtet? Gleichsam als Opferlamm, das er - ohne sich zu erbarmen - dem Feuer auf seinem Altar überließ? Den, der dem gehorsamen Isaak gleich, es zuließ, gefesselt zu werden, so wie es der Vater von ihm erwartete? Das Urfaktum hat außergewöhnliche Konsequenzen. Abraham hatte auch mit sich selbst kein Mitleid, als er Isaak zum Opfern brachte. Der himmlische Vater hat nicht auf Golgatha gelitten, da er nicht in der Zeit gelebt hat. Und doch hatte auch er mit sich selbst kein Mitleid, da die Liebe immer eine ganz bestimmte Konsequenz hat: sie eint. Und durch die Sendung in die Welt hat er den Sohn geheiligt, mit dem er eins ist. Dieses Nicht-Mitleid-haben-mit-sich-selbst des Vaters, das die Weiterführung des Nicht-Mitleid-haben-mit-sich-selbst Abrahams ist, und das ein Maß nicht kennt, geht weit über letzteres hinaus.

Die Hingabe des eingeborenen Sohnes für die Welt, und die Hingabe des himmlischen Brotes für die Welt (Jn.3,16;6,32) - sind Beziehungen des Vaters zum Menschen, die sich aber aus den Beziehungen des Vaters zum Sohn ergeben. Das Heiligmachen geht über jene Beziehungen hinaus, die Themen unserer jetzigen Nummer sind; doch hat es hier seine Wurzeln und entfaltet sich daraus. Der den Sohn heiligende Vater stattet diesen mit einer von der Liebe durchdrungenen Natur aus, die die Grundlage für die Sendung und das Kommen ist, deren Grundtenor die Liebe und die Hingabe ist.

Mit einer einzigen Beziehung zum Sohn haben wir uns noch zu beschäftigen.

### **g.- Hat er den Sohn verlassen?**

Am Kreuz ertönt ein Wort, mit dem er sich an den sich nicht erbarmenden Vater wendet: „Warum hast du mich verlassen?“ (Mt.27,46; Mk.15,34). Und dieser Satz erklingt nun nach seiner Aussage beim Laubhüttenfest, dass er nämlich nicht allein sei, da der Vater, der ihn gesandt hat, mit ihm ist. Und diese Aussage begründet er auch: „Denn ich bin nicht für mich allein, sondern ich und der Vater, der mich gesandt hat ...er hat mich nicht allein gelassen, weil ich allzeit tue, was ihm wohlgefällig ist“ (Jn.3,16.19). Und ebenso weiß er bei der Auferweckung des Lazarus, dass der Vater ihn allezeit erhört (Jn.11,42). Und selbst beim letzten Abendmahl noch, wo er für einen Augenblick daran denkt, dass die Seinen ihn allein lassen werden, verbessert er sich sofort: „...doch ich bin nicht allein, denn der Vater ist bei mir“ (Jn.16,32).

Doch das leidgeprägte Wort, das am Kreuz erklingt, kommt nicht aus heiterem Himmel. Dafür gibt es Vorzeichen. Schon in seiner letzten öffentlichen Rede kommt ihm der Gedanke, den Vater zu bitten, ihn vor dem zu bewahren, was noch Kommen muss. Doch er tut es dann doch nicht, da er sich daran erinnert, dass er gerade deswegen gekommen ist (Jn.12,27). Und auf Gethsemani bittet er den Vater tatsächlich, - so dies möglich - diesen Kelch an ihm vorbeiziehen zu lassen, ohne ihn austrinken zu müssen. Nach dreimaligem Gebet ist er dann trotzdem bereit, diesen Kelch zu trinken (Mt.26,39; Mk.14,36; Jn.18,11). Nach dieser Vorgeschichte kam es dann zu dieser Aussage am Kreuz, nämlich, dass der Vater ihn verlassen hat. Doch dann stellt er sich, - durch sein letztes Wort am Kreuz - wieder auf die bisherige Linie ein, auf die Linie des Einsseins: „Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist“ (Lk.23,45).

Auffällig ist, dass der Sohn gerade dann die Feststellung macht, der Vater hätte ihn verlassen, als er das Höchstmaß an Wohlgefallen erreicht hat, als er dem Auftrag die Krone aufsetzt, als er den letzten Punkt seines Auftrags erreicht hatte. Er tut es gerade dann, als er am vollkommensten das tut, wofür er nicht allein ist, sondern mit dem Vater zusammen, - so wie er dies bei seinem letzten Laubhüttenfest in Jerusalem erklärt hat.

Dieses „Warum hast du mich verlassen?“ ist die letzte Station auf dem bitteren Weg, auf dem es schon das „Rette mich vor dieser Stunde“, das „Ihr werdet mich allein lassen“ und das „Nimm diesen Kelch von mir“ gegeben hat. Diese gesamte Linie lässt sich mit „Entleerung“ überschreiben. Und diese „Entleerung“ gehört einfach zur Existenz in dieser Welt. Doch: gehört sie nicht zur Zeitlosigkeit, zum zeitlosen Vater. Hat er ihn nun tatsächlich verlassen? Nein! Der zeitlose Vater, der die Änderung nicht kennt, konnte ihn gar nicht verlassen. Das Gefühl des Verlassenseins konnte nur im Bewusstsein des leidenden Sohnes Wirklichkeit sein; nur das Leiden konnte das Bewusstsein des Sohnes so sehr trüben. Das Bewusstsein jenes Sohnes, der aus dem Himmel herabgestiegen ist. Und dieser Sohn lebt mit dem Vater auch zeitlos zusammen, und da gibt es kein Verlassen. An diesem Nicht-verlassen können ändert nichts, dass der, der im Himmel ist, gleichzeitig auf Golgatha die Agonie durchlebt, und dazu gehört notwendigerweise auch das Gefühl des Verlassenseins.

## **5. VOM SOHN ZUM VATER**

### **a.- Er kennt den Vater**

Nicht nur der Vater kennt den Sohn, auch der Sohn kennt den Vater. Es ist ein gegenseitiges Sich-kennen. Dieses Auch-den-Vater-kennen wird von den Synoptikern zweimal und von Johannes sechsmal ausdrücklich erwähnt. Dafür werden vier verschiedene Begriffe benutzt, von denen einer völlig auf der Gefühlsebene liegt („ὁρῶν“ = wahrnehmen) zwei aus der Gefühlswelt die jedoch auch in die Welt des Verstandes übergreifen („εἰδεναι“ = sehen, erblicken, betrachten; und „ἐπιγινωσκειν“ = kennenlernen, bemerken) genommen sind, und einer die reine Verstandesebene repräsentiert („γινωσκειν“ = kennen, erkennen). An diesen acht Aussagen richten wir uns aus.

„Niemand hat den Vater gesehen außer dem der von Gott ist; nur er hat den Vater gesehen“ (Jn.6,46). „Ihr kennt ihn nicht. Ich kenne ihn, weil ich von ihm komme ... und wenn ich sagen würde: Ich kenne ihn nicht, so wäre ich ein Lügner wie ihr. Aber ich kenne ihn ...“ Oder: „...niemand kennt den Vater nur der Sohn und der, dem es der Sohn offenbaren will“ (Jn.7,29; 8,55; Mt.11,27). – „Ich kenne die Meinen ... wie mich der Vater kennt und ich den Vater kenne ... (Jn.10,15). „Gerechter Vater, die Welt hat dich nicht erkannt, ich aber habe dich erkannt“ (Jn.17,25), und: „... niemand weiß, wer der Vater ist, nur der Sohn ...“ (Lk.10,22).

Dass der Sohn diese Kenntnis vom Vater hat, - das bezeugen all diese Stellen. Und mehr noch: Nur der Sohn ist im Besitz dieser Kenntnis. Dieses „nur“ ist hier betonter als es beim Kennen des Sohnes durch den Vater der Fall ist. Denn seit der Menschwerdung des Sohnes verfügt kein anderer Mensch über soviel Wissen vom Vater, wie eben der Sohn. Dass die gefühls- und die intellektbetonten Begriffe hier vermischt werden, verweist sowohl auf die Unmittelbarkeit dieses Kennens des Vaters, als auch auf die geistige Natur derselben; d.h. auf die der zeitlosen Welt eigenen Beziehungen, die wir uns nur mit Hilfe unseres Wissens und unseres Wortschatzes näher zu bringen im Stande sind. Und aufgrund dieses „nur“ müssen wir auch feststellen, dass dieses Kennen des Vaters von der Zeitlosigkeit geprägt ist. Lukas ist es, der dies vielleicht noch am genauestens formuliert: der Sohn weiß, wer der Vater ist. Durch diese Formulierung versucht er dieses Kennen als ein in die Tiefe gehendes und ausschöpfendes darzustellen. Anhand einiger Äußerungen Jesu können wir behaupten, dass der Sohn die gesamte Welt des Wissens und Handelns des Vaters kennt. Da der Sohn die gesamte Wissensmaterie des Vaters kennt, kann auch der Geist Gottes jene Wissensinhalte mitteilen, die er vom Sohn bekommen hat: „Alles, was der Vater hat, ist mein; deswegen sagte ich: Er wird von dem Meinen nehmen und es euch künden (Jn.16,15). Der Sohn kennt das Wirken des Vaters, weil dieser ihm alles zeigt, was er tut; und einiges von dem zeigt der Sohn auch den Seinen (Jn.5,20;10,32).

Wiederholt bezeichnet der Sohn dieses sein Kennen des Vaters als Auslöser und Bestätigung für das, was er ist und warum er diesen ganz bestimmten Lebensweg geht. Am eindeutigsten kommt dies im Gleichnis vom guten Hirten zum Ausdruck: „... ich kenne den Vater, und gebe mein Leben hin für die Schafe“ (Jn.10,15). Da Gott nachweislich die Liebe ist, und in ihm nur die Liebe und deren Folgen sind, ist es selbstverständlich, dass auch seine intellektuell - erkennende Aktivität ebenfalls restlos im Dienste der Liebe steht. Wen Gott kennt, den liebt er auch. Demzufolge ist das „und“ im obigen Zitat als eine konsekutive Konjunktion zu verstehen. Davon, dass er den Vater kennt, kommt es dazu, dass er sein Leben, - d.h. alles hingibt. Und diese völlige Hingabe geschieht sowohl uns gegenüber, als auch dem Vater gegenüber. Und zu dieser völligen Hingabe kommt es, weil er die Sendung und den Auftrag zu Ende bringt. Man gewinnt den Eindruck, dass dieses Gott entstammende Kennen - einen den Willen determinierendes Kennen ist. Dieses Kennen ruft notwendigerweise das Lieben hervor.

Das Kennen der LIEBE macht den zur LIEBE, der die Liebe erkennt. Das Kennen lässt den Erkennenden mit dem Erkannten identisch werden. Die Liebe ist ein unabdingbares Attribut des Kennens. Dies ist wahrscheinlich auch der Grund, warum bei den innergöttlichen Beziehungen das Kennen - im Vergleich zum Lieben - eine so seltene und schwache Rolle spielt; oder anders ausgedrückt: das Verstehen im Vergleich zum Wollen.

Sofern das Objekt des Erkennens auch gleichzeitig das des Wollens ist, scheint eine Unterscheidung zwischen Verstand und Willen - wenigstens hinsichtlich des Objekts überflüssig zu sein. Daher gibt es in der Psychologie der Heiligen Dreifaltigkeit nicht einen Verstand und einen Willen, bzw. das Streben ( $\nu\omicron\upsilon\sigma$  und  $\omicron\rho\mu\eta$ ), sondern nur ein verstandgemäßes Streben. Die Grundlage dieses Strebens ist die Liebe. Dieses Streben lässt aus der Liebe ein Lieben werden; als solches wird es erfahrbar. Dass das Streben der Hl. Dreifaltigkeit ein verstandgemäßes Streben ist, zeigt sich gerade durch diese Erscheinungsform.

Von dieser engen Beziehung zwischen dem Kennen und dem Lieben spricht auch Jesus wenn er sagt: „Ich habe ihnen deinen Namen kundgetan ... damit die Liebe ... in ihnen sei (Jn.17,25). Auch für das Volk Gottes gilt, dass das Wissen nur eine Bestimmung hat: - die Liebe.

Wir fassen zusammen: Wie das Kennen des Sohnes durch den Vater, so ist auch das Kennen des Vaters durch den Sohn ein zeitloses Kennen. Und wie das Kennen des Sohnes durch den Vater die Haltung des Liebens nach sich zieht, so geschieht dasselbe auch beim Kennen des Vaters durch den Sohn. Und beide zusammen liefern das Bild dafür, wie der Sohn uns kennt. Er kennt uns, wie der Vater den Sohn kennt.

### **b.- Er liebt den Vater**

Dazu ist uns eine einzige Äußerung von ihm überliefert. Er ist bereit, den Weg nach Gethsemani zu gehen damit die Welt wisse, dass er den Vater liebt (Jn.14,31). Der Fürst dieser Welt richtet sich gegen ihn und der Sohn geht ihm entgegen. Er geht ihm entgegen, obwohl in ihm nichts ist, was des Fürsten dieser Welt ist. Gerade deswegen geht er ihm entgegen, damit dieser ihn auf Golgatha bringen kann. Dadurch soll die Welt erkennen, dass der Sohn den Vater liebt. Selbstverständlich erwidert der zeitlose Sohn die Liebe des Vaters in zeitloser Form, so wie der Vater den Sohn - als Beginnender - ebenfalls zeitlos geliebt hat. Erst durch den Gang auf Golgatha erfährt die Welt von dieser Erwidern der Liebe, die unabhängig davon ein zeitloses Faktum des Lebens Gottes ist. Dies ist ein Faktum, denn wie das Kennen des Sohnes den Vater zum Lieben bewegt, so bewegt das Kennen des Vaters den Sohn ebenfalls zum Lieben.

In was besteht diese zeitlose Erwidern der Liebe? Welches ist der Inhalt, der von der Zeit unabhängig ist? Durch den zeitabhängigen Inhalt, durch den Gang nach Golgatha, erfährt die Welt lediglich von der Tatsache dieser Erwidern der Liebe. Über deren zeitlosen Inhalt hat Jesus nichts gesagt. Mit Hilfe des zeitabhängigen Inhalts können wir lediglich darauf schließen. Von welcher „Natur“ dieser zeitlose Inhalt ist, deutet Jesus im Folgesatz an: „... und tue, wie mir der Vater aufgetragen hat“ (Jn.14,31). Was dieser zeitlose Inhalt ist, sagt uns (auch) der Begriff der Liebeserwidern: sie ist die Anpassung an den, der mich sieht, die Anpassung an den, der mich liebt Als Analogie aus unserem Leben, könnten wir sie als „weibliche“ Liebe benennen, die die Antwort auf die initiative „männliche“ Liebe ist. Gleichsam als Ergebnis dieser Antwort kommt die „gemeinschaftliche“ Liebe zustande, die den Ausgangs- und den Erwidernspunkt umschließt. Dieses Ergebnis setzt von Seiten des Geliebten eine Antwort voraus, eine Antwort, infolge deren der Sohn dem Vater gefallen will; es ist die Erwidern der Liebe durch die er in der Liebe des Vaters bleibt, und somit die Voraussetzung schafft für die ebenerwähnte gemeinschaftliche Liebe. Im folgenden wird diese Liebe - als Erwidern. - reichlich dokumentiert. Dabei hat der Sohn innerhalb der dreifaltigen Gemeinschaft vorrangig die Rolle des Annehmenden und dessen, der sich anpasst.

### **c. - Er erfüllt den Willen des Vaters**

Die Antwort des Sohnes wird in der Lehre Jesu reichlich beschrieben. Doch ist dabei diese Antwort in jedem einzelnen Moment von der Zeitlichkeit geprägt. Im vierten Evangelium ist diese Liebe zum Vater, - dargestellt als Erfüllung des Willens - reichlich und mit variierenden Worten dargestellt. Auch die Synoptiker beschreiben den Sohn als den, der den Auftrag hat, diesen Willen persönlich zu erfüllen und zu verkünden, doch sprechen sie, - mal abgesehen vom Gebet auf Gethsemani: „Dein Wille geschehe!“ - in erster Reihe davon, dass wir den Willen des Vaters erfüllen müssen. Dass auch er diesen Willen erfüllt, gilt dabei als selbstverständlich. Das vierte Evangelium erwähnt zwanzig mal, dass Jesus den Willen des Vaters erfüllt. Betrachten wir diese mal näher.

Er erfüllt den Willen des Vaters. Das Kommen des Sohnes war kein Alleingang. Dazu kam es, weil er gesandt wurde. Auch der Aktivitätsinhalt seiner Sendung und seines Kommens trug nicht das Merkmal eines Alleingangs. Das, was der Sohn unter uns tut, tut er nicht in seinem eigenen, sondern im Namen seines Vaters. Er tut nichts von sich aus, sondern nur das, was er den Vater tun sieht. Er geht so vor, weil er nicht seinen, sondern den Willen dessen sucht, der ihn gesandt hat (Jn.10,25; 8,28;5,19,20).

Er erfüllt dessen Willen. Neben dem Wort „Wille“ (θέλημα) gibt es noch fünf weitere Begriffe, die etwas von diesem Inhalt aussagen. Sehr häufig finden wir das Wort „εργον“ (Arbeit, Werk, Tat). Der Sohn vollbringt die Werke des Vaters. Jene Werke, die Zeugnis für ihn geben, vollbringt er im Namen seines Vaters. Er vollbringt die Werke dessen, der ihn gesandt hat; und er wurde gesandt, um diese zu vollbringen. Es war der Vater, der ihm auftrag, diese Werke zu tun. All die vielen guten Werke, die er unter uns vollbringt, sind Werke aus den Werken des Vaters. Weil er die Werke des Vaters tut, verlangt er von uns den Glauben (Jn.10,25; 4,34; 9,4; 5,36; 17,4; 10,32; 37-38). Dreimal finden wir das schon erwähnte „τηλελήμα“: Als die Seinen ihn aufforderten, doch etwas zu essen, spricht er davon, dass seine Speise es ist, den Willen dessen zu tun, der ihn gesandt hat. In der Synagoge zu Kafarnaum stellt er die Behauptung auf, nicht darum vom Himmel herab gekommen zu sein, um seinen Willen zu tun, sondern den Willen dessen, der ihn gesandt hat (Jn.4,34; 5,30; 6,38). Zweimal kommt das aussagekräftigere Wort „εντολή“ (Gebot, Auftrag, Befehl) vor: vom Vater bekam er den Auftrag, sein Leben hin-

zugeben; und: er bleibt in der Liebe des Vaters, weil er dessen Gebote hält (Jn.10,8; 15,10). Je einmal noch wird erwähnt, dass der Sohn das tut, was dem Vater gefällt; dass er das tut, was er ihm aufgetragen hat; das er das tut, was er den Vater tun sieht (Jn.8,29;14,31;5,19).

Und dann: Er erfüllt den Willen des Vaters. In der Mehrzahl der diesbezüglichen Äußerungen finden wir das recht neutrale Wort „ποιειν“ (tun) . Eine Ausnahme bildet hier das „εντολή“ (Gebot, Auftrag), da in dieser Verbindung das „ποιειν“ zu aussageschwach wäre. Viermal finden wir das Wort „τελειν / τελειουν“ (vollbringen, erfüllen), teilweise in Verbindung mit dem Wort „εργον“, und teilweise auch für sich allein. Für sich allein steht es dann, ist die Rede davon, dass das Werk vollendet ist und die Energie zu nichts weiterem mehr reicht, als zu diesem Ausdruck: „Es ist vollbracht!“ (Jn.19,30). Das Subjekt dieses unvollständigen Satzes ist ebenfalls und offensichtlich das „εργον“, da er dies zu vollbringen den Auftrag vom Vater bekommen hat. Je einmal wird erwähnt, dass er die Werke des Vaters zeigt, seinen Willen sucht und seine Gebote bewahrt. Und dann ist noch zu erwähnen die Verbalform des „εργον“, das „εργαζεσθαι“: Es sind die Werke dessen zu tun, der ihn gesandt hat, und dies solange es noch Tag ist (Jn.9,4).

Dieser Bezugsinhalt des Erfüllens des Willens, der auf den Vater ausgerichtet ist eine ständige Begleiterscheinung der gesamten Laufbahn Jesu. Davon hören wir am Jakobsbrunnen, bei seiner ersten Auseinandersetzung in Jerusalem, in seiner großen Rede zu Kafarnaum im letzten Herbst in Jerusalem, beim letzten Abendmahl im hohepriesterlichen Gebet und dann am Kreuz. Jede einzelne dieser Äußerungen illustriert die Erwidern der Liebe des Vaters durch den Sohn. Das erschütternde Maß dieser Verwirklichung der Anpassung ist lediglich die zeitliche Darstellung jener zeitlosen Anpassung der Liebeserwidern, deren konkreter Inhalt für uns verborgen bleibt. Die Anlehnung des Sohnes an den Willen des Vaters in der Zeit bietet uns eine Vorstellung vom Faktum in der Zeitlosigkeit. Die Intensität dieser Anpassung in der Zeit lässt uns Rückschlüsse ziehen auf die ohne ein Maß seiende Anpassung in der Zeitlosigkeit. Dass er den Vater liebt, hat der Sohn wohl nur ein einziges Mal direkt ausgesprochen, doch illustrieren diese zwanzig Stellen dasselbe. Sie illustrieren reichlich den annehmenden Charakter der Liebe des Sohnes. Dieses Annehmen entfaltet sich in der Zeit als ein sich hingebendes Leben, als Aktivität der Hingabe. Das zeitlose Vorbild eines solchen kann inhaltlich nichts anderes sein, als ein sich restloses Zurückgeben an den Vater - und dies als eine würdige Antwort auf die initiativ sich völlig hingebende Liebe des Vaters.

#### **d.- Er verkündet die vom Vater gehörte Lehre**

Auch dadurch antwortet er auf die Liebe des Vaters. Dieses Element seiner Antwort, d.h. seiner unter uns vollbrachten Werke, durch das er die vom Vater gehörten Worte weitergegeben hat, hat für ihn eventuell den größten Aufwand bedeutet. Bei den Synoptikern erscheint er als ein Lehrer, der den Auftrag dazu von seinem Vater hat. Seinen Zuhörern macht er dabei klar, dass der, der seine Lehre nicht annimmt, sich gegen den Vater stellt. Offensichtlich formuliert kommt unsere These nur im vierten Evangelium vor. Und dort ist sie auch reichlich dokumentiert: diese Aussage ist Jesus zehnmal in den Mund gelegt.

Er verkündet die Lehre des Vaters. Auch seine Verkündigung ist kein Alleingang. Und der Lehrstoff besteht nicht aus eigenem Wissen. „Meine Lehre ist nicht meine, sondern sie ist von dem, der mich gesandt hat“. Wer bereit ist, den Willen Gottes zu tun, wird feststellen können, ob die Lehre Jesu von Gott stammt, oder von ihm selbst: „Denn nicht aus mir selbst habe ich verkündet, sondern der Vater, der mich sandte, er selbst hat mir den Auftrag gegeben, was ich sagen und was ich verkünden soll“. „Die Worte, die ich zu euch sage, rede ich nicht aus mir“. „Das Wort aber, das ihr hört, ist nicht mein, sondern des Vaters, er mich gesandt hat.“ (Jn.7,16-17; 12,49; 14,10.24).

Er verkündet seine Lehre. Das Wort „διδαχή“ (Lehre) kommt bloß zweimal vor (Jn.7,16-17). An seiner Stelle stehen oft sinnverwandte Worte: „ρεμα“ (Worte) , „λογος“ (das Wort), „αλήθεια“ (Wahrheit), „εντολή“ (Gebot). All diese Begriffe sind geistige Schätze des Vaters; - und von diesen spricht Jesus. Es sind Worte Gottes, die sie von ihm hören können, da er die Worte, die ihm der Vater gegeben hat, an uns weitergab (Jn.8,27; 17,8). Der Sohn bewahrt die Worte des Vaters; uns verkündet er die Wahrheit, die er von Gott hat; und es wurde ihm aufgetragen, was er sagen und verkünden soll (Jn.8,55.40;12,49). Darüber spricht Jesus nicht nur in der Substantiv-, sondern auch in der Verbform.

Er spricht zu uns von dem, was der Vater ihm gesagt hat: „Was ich also verkünde, verkünde ich so, wie es mir der Vater gesagt hat“ (Jn.12,50). Er spricht davon, was ihm gegeben wurde; und davon,

was er beim Vater gesehen hat: „Was ich gesehen habe bei meinem Vater, das rede ich“ (Jn.17,8; 8,38); ebenso davon, was er gehört hat: „Was ich von ihm gehört habe, das rede ich zur Welt“ (Jn.8,26). „Ich habe euch Freunde genannt, weil ich alles, was ich von meinem Vater hörte, euch kundgetan habe“ (Jn.15,15). Er redet, wie ihn der Vater gelehrt hat. „Ich tue nichts aus mir selber, sondern ich rede so, wie mich der Vater gelehrt hat“ (Jn.8 28). Im hohepriesterlichen Gebet fasst er alles durch den „Namen“ des Vaters zusammen: „Ich habe ihnen deinen Namen kundgetan...“ (Jn.17,26). Bei bestimmten Kulturstufen identifiziert man den Namen mit der ausgedrückten Wirklichkeit. So auch hier. Der Namen steht hier für den Vater und dessen Wissen. Diese Kundmachung des Namens durch den Sohn bietet uns ein aktives Wissen. Dies wiederum kommt aus jener Welt, aus der der Sohn gekommen ist, und in der sich das Wissen in der Liebe entfaltet. Diese Kundmachung des Namens teilt uns gleichzeitig auch die Liebe des Vaters mit, der diesen Namen trägt: „Ich habe ihnen deinen Namen kundgetan und werde ihn kundtun, damit die Liebe, mit der du mich geliebt hast, in ihnen sei...“ (Jn.17,26)

Er verkündet die Lehre des Vaters. Je einmal benutzt er die Ausdrücke für „bewahren“, „Weitergeben/Übergeben“, „Worte sagen“, zweimal finden wir das Verb „γνορίζειν“ (bekannt machen, kundtun) (Jn.15.15; 17,26) und an allen übrigen Stellen den Ausdruck: „λαλεῖν“ (reden, sprechen, lehren).“.

Der Hauptakzent der Aktivität Jesu lag auf dem Reden und dem Lehren. Seine Zeitgenossen kannten ihn hauptsächlich als Lehrer, und daher redeten sie ihn auch meistens so an. (Nr.14e). Auffällig dabei ist seine Demut. Und sagt ein Autor im Vorwort seines Werkes seinen Vorgängern noch soviel Dank, so vergisst selbst der Bescheidenste nie, trotzdem auch seine eigenen Verdienste hervorzuheben beim Darlegen dieses bestimmten Themas. Jesus dagegen schreibt alle Verdienste dem Vater zu. Die gleiche Haltung beobachten wir auch beim Vollbringen der Werke: Er vollbringt die Werke des Vaters. Doch steht dies ganz offensichtlich im Widerspruch zu dem, was die Synoptiker durch ihr „Ich-aber-sage-euch“ darstellen. Diesen Widerspruch soll unsere folgende Nummer auflösen, die davon spricht, dass dieser demütige Lehrer, der alle Verdienste dem Vater zuschreibt - sich mit diesem eins nennt.

#### e.- Er verherrlicht den Vater

Die Liebe des Vaters zum Sohn zeigt sich im Geben. Der Sohn ist hier als derjenige, der empfängt. Ebenfalls im Geben zeigt sich auch die Liebe des Sohnes zum Vater, - und jetzt ist es der Vater, der empfängt. Was ist das, was der Vater vom Sohn empfängt? Wie wir schon sahen, bietet der Sohn dem Vater die völlige Anpassung an; in der Zeitlichkeit sind es nicht bloß die einzelnen Inhalte seines Auftrages, die der Sohn dem Vater anbietet. Dadurch, dass er seinen Auftrag bis zum Ende ausführt, übergibt er sich selbst ganz dem Vater: er nimmt den Kelch an, er empfiehlt seine Seele in die Hände seines Vaters. Diese sich völlig anpassende Hingabe beinhaltet gleichzeitig auch die Weitergabe aller vom Vater angenommenen Inhalte. Alles, was der Sohn bekommen hat, hat er nicht nur um es zu besitzen. Ebenso behält auch der Vater das, über was er verfügt, nicht nur für sich, sondern gibt es an den Sohn weiter. Die Tatsache, dass Sohn sich als Antwort auf die Liebe des Vaters völlig hingibt, zeigt sich dadurch, dass er das, worüber er dadurch verfügt, dass es der Vater ihm gegeben hat, nicht für sich alleine behält. Er gibt sich dadurch dem Vater wieder hin, dass er jene Inhalte, die er vom Vater bekommen hat, an die Menschen weitergibt.

Dem Sohn hat der Vater alles gegeben. Im Bezug auf das Weitergeben kommt dieses „alles“ bei Jesus nur einmal vor: die Seinen nennt er seine Freunde, weil er ihnen alles offenbarte, was er vom Vater gehört hat (Jn.15,15) - aber ihrem Auffassungsvermögen angepasst.

Der Vater hat dem Sohn das Leben-in-sich gegeben. Dem Menschen hat der Sohn dieses Leben in der für diesen möglichen Form gegeben: er gab ihm das ewige Leben. Der Vater hat dem Sohn Menschen gegeben; und dieser bewahrt jene, die ihm der Vater gegeben hat. (Jn.17,12) Die Absicht des Vaters ist es, dem Sohn, der sein Blut für „viele“ vergossen hat, die ganze Menschheit zu geben. Die einzelnen Generationen der Menschheit bewahrt er dadurch, dass er seine Jünger aussendet. Dadurch überträgt er diesen die Menschen: „Ich werde euch zu Menschenfischern machen“ (Mt.4,19; Mk.1,17). Der Vater gab dem Sohn das Reich, und der Sohn hat dieses Reich den Reinen weitergegeben (Lk.22,29). Der Vater übertrug dem Sohn die Macht, und auch diese hat der Sohn weitergegeben mit dem Ziel, das Reich aufzubauen, sowie den FEIND zu besiegen (Lk.28,18; 10,19). Der Vater übertrug dem Sohn die Lehre und die Werke. Und wie wir gesehen haben, hat der Sohn uns alles erzählt und gezeigt, was er vom Vater gehört und gesehen hat.

All dieses Weitergeben geschah im Namen des Vaters; was er vom Vater hört, gibt er weiter; vom und beim Vater gibt es das Leben, das er weitergibt; vom Vater hat er jene bekommen, die er bewahrt; das Reich kann er nur darum weitergeben, weil auch er es vom Vater bekommen hat; und die Macht und die Lehre und die Werke - sind die des Vaters. Und als Krönung hat der Vater dem Sohn die Herrlichkeit gegeben. Und diese Herrlichkeit, die die Herrlichkeit des Vaters ist, gibt er weiter, aber auch zurück. Sein ganzes Leben auf dieser Erde ist eine Verherrlichung des Vaters. Als er die Seinen beten lehrt, bezeichnet er die Herrlichkeit als Besitz des Vaters. Als Lehrer sucht er nicht seine Ehre, sondern die Ehre dessen, der ihn gesandt hat; und in seinen Gebeten fleht er um die Verherrlichung seines Vaters (Jn.17,4; Mt.6,13 in einigen Kodexen; Jn.8,50; 7,18; 12,28). Und diese Herrlichkeit seines Vaters gibt er an die Seinen weiter. Der Vater wird sowohl durch ihn selbst, als auch durch sein Leiden, aber auch dadurch verherrlicht, dass er ihn erhört. Und dadurch, dass die Seinen Früchte bringen, wird der Vater ebenfalls verherrlicht (Jn.17,22;13,31;14,13;15,8).

Den Vater verherrlicht der Sohn auch dadurch, dass er nach keiner anderen Ehre strebt, als nach der, die er vom Vater bekommen kann. Die Ehre sucht er nicht bei den Menschen. Die Ehre sucht er nur beim Vater. Er tut auch nichts, um selbst verherrlicht zu werden; dies erwartet er einzig vom Vater (Jn.5,41.44; 8,54). Die Ambition des Sohnes geht nur dahin, durch den Vater verherrlicht zu werden; davon spricht er beim letzten Abendmahl, und darum bittet er im hohepriesterlichen Gebet (Jn.13,32; 17,1.5). Der Sohn wirkt dem Vater zuliebe. Sein Wirken dient der Verherrlichung des Vaters. Der Vater gab ihm die Herrlichkeit (Nr.4d); und seine Haltung ist die Haltung des Antwortens: Er gibt dem Vater die Ehre und verherrlicht ihn. Die Herrlichkeit ist ein Attribut des Lebens Gottes. In den jesuanischen Äußerungen wird auch dieses Attribut erfahrbar durch das Geben, durch die Dynamik des Liebens.

#### **f.- Er betet zum Vater**

Der Vater hat für den Sohn Zeugnis gegeben. Das gesamte Leben des Sohnes war ein Zeugnisgeben für den Vater. Ist dies das Thema, so benutzt Jesus nicht das Wort „ματυρειν“ (Zeugnis geben). Als man in Jerusalem von ihm behauptet, er sei des Satans, benutzt er einen anderen Ausdruck: „Ich habe keinen Dämon, sondern ich ehre meinen Vater“ (Jn.3,49). Durch das Wort „ehren“ (τιμαν) beschreibt Jesus das Verhalten des Gottesvolkes dem Vater und dem Sohn gegenüber; ebenso das Verhalten des Vaters denen gegenüber, die dem Sohn dienen (Jn.5,23;12,25). Wie das Wort „ματυρειν“, so beinhaltet auch dieses Wort die „Anerkennung“. Und in die gleiche Richtung zeigen auch die Adjektive „heilig“ und „gerecht“, die im hohepriesterlichen Gebet vorkommen (Jn.17,11,25), die - wie wir wissen - Attribute Gottes sind. Zeugnis gab der Sohn auch dadurch, dass er die Liebe des Vaters zum MENSCHEN, - die einen Feind nicht kennt - beschrieben hat (Mt.5,44-48). Die Urgrundlage dieser Anerkennung ist in dem zeitlosen Sehen und Lieben des Vaters durch den Sohn zu finden. Die sich in der Zeit abspielende Anerkennung ist das Abbild der zeitlosen Anerkennung des Vaters durch den Sohn.

Der Vater hat den Sohn geheiligt. Und der Sohn, - hat auch er den Vater geheiligt? Er nannte ihn heilig und wollte, dass auch wir ihn als heilig halten (Jn.17,11; Mt.6,9; Lk.11,2). Hat jedoch der Sohn den Vater im gleichen Sinne geheiligt, wie der Vater ihn geheiligt hat? Hat er den Vater und uns für uns hingegeben? Direkt hat er nie davon gesprochen, doch lief sein ganzes Wirken darauf hinaus, den Vater uns zu geben. Den Sinn des Wortes „heiligen“ hat er nie bis dahin ausgedehnt.

Der Vater hat den Sohn nicht verlassen. Auch der Sohn hat den Vater nicht verlassen. Der Vater hat ihn nie allein gelassen, und auch er hat dies nie getan. Dies finden wir durch sein Gebetsleben bestätigt.

Schon als Zwölfjähriger lässt er keinen Zweifel darüber, dass er auch als heranwachsender Junge ein anderer ist, als es die übrigen sind. Dies zeigt seine Antwort-Frage: „Warum habt ihr mich gesucht?“ - die er auf die angsterfüllten Worte seiner angstvollen Mutter stellt. Welcher wohlgezogene Zwölfjährige stellt seiner Mutter, seinem Vater eine solche Frage, nachdem er ihnen einen solchen Streich gespielt und solches Leid zugefügt hat? Der zweite Teil seiner Frage: „Wisst ihr nicht, dass ich in dem sein muss, was meines Vaters ist?“ (Lk.2,49) - lässt erkennen, dass die Ursache dieses Ausbrechens aus der Disziplin nicht das sonst für die Pubertät übliche Ausbrechen ist, sondern etwas anderes. Es ist die sehr frühe Äußerung der Verpflichtung dem Vater gegenüber. Und aus dieser Verpflichtung heraus ist es sehr gut zu verstehen, dass er nicht nur über den Vater spricht, sondern auch mit ihm. Er betete. Er sprach zu Gott, wie jeder andere auch. Mit ihm hat er seine Anliegen besprochen, ihn hat er gepriesen, ihm hat er gedankt, um seinen Segen gefleht, ihn bat er um das eine oder andere, und ihm hat er sich übergeben.



Sein Gebetsleben ist in den Evangelien reichlich dokumentiert. Diese Dokumentierung beginnt mit dem ersten Augenblick seines Wirkens und hört mit dem letzten auf; sie beginnt mit dem „Eintauchen“ und endet mit der Himmelfahrt. In den Fluten des Jordan stehend, und „während er betete“, öffnete sich der Himmel. Vielleicht war es die Antwort des Vaters auf die Worte seines Gebetes (Lk.3,21). Und während der vierzig Tage in der Wüste konnte er gar nichts anderes tun, als mit dem Vater den Weg zu besprechen, der ihm bevorstand (Nr.37), denn einen anderen Gesprächspartner und Ratgeber hatte er da nicht. Es war der „Geist Gottes“, der ihn dahin führte, und seine menschliche Natur hat Jesus durch das Fasten darauf vorbereitet, ganz in Gott aufgehen zu können. Selbst den Satan hat er aufgefordert, Gott anzubeten (Mt.4,1-2.8). Und das erste Morgenrot nach dem Beginn in Kafarnaum trifft ihn im Gebet außerhalb der Stadt an; und ebenso, nachdem er den Aussätzigen geheilt hat. (Mk.1,35; Lk.5,16) Und vor dem wichtigen Wendepunkt seiner Laufbahn, vor der Auswahl der Zwölf, verbringt er die ganze Nacht im Gebet, und dieses Beten löst in seinen Jüngern die Bitte aus, er möge auch sie beten lehren (Lk.5,12;11,1). Und so oft er Brot vermehrt hat, spricht er Segens- und Dankesworte an seinen Vater gerichtet (Mt.14,19; Mk.6,41; Lk.9,16; Jn.6,11; Mt.15,36; Mk.8,6). Bevor er den Taubstummen heilt, richtet er seine Augen zum Himmel und betet. Bevor er die bedeutende Frage bei Cäsarea Philippi stellt, betet er ebenfalls (Mk.7,34; Lk.9,18). Nachdem die Zweiundsiebzig zurück gekehrt waren „frohlockte er im Hl. Geist“ (Lk.10,21; Mt.11,25). Man brachte Kinder zu ihm, „damit er ihnen die Hände auflege und über sie bete!“ (Mt.19,13). In seinen letzten Tagen, - bei der Auferweckung des Lazarus - dankt er für die Erhörung (Jn.11,41) Und in seiner letzten öffentlichen Rede in Jerusalem hält er plötzlich inne, um sich an seinen Vater zu wenden (Jn.12,27) Beim letzten Abendmahl dankt er, bevor er das erste mal seinen Jüngern der Kelch reicht, und ebenso bevor er ihnen das Brot gibt, und dann nochmals beim Kelch, von dem er sagt, es wäre sein Blut (Lk.22,17-19; Mk.14,22-23). Am Ende des Mahles berichtet er von seinem Gebet für Petrus, und seine Abschiedsrede ist gefüllt mit Bitten für die Gegenwart und die Zukunft der Seinen. Und in Gebetsform durchläuft er in Gedanken nochmals sein gesamtes Leben. Der Ölberg ist der Lieblingsort seines Betens, und auch am Kreuz betet er nochmals zum Vater (Lk.23,34.46; Mk.15,34; Mt. 27,46). Nach der Auferstehung segnet er das Brot in Emmaus. Während er den Segen spricht, kehrt er zurück zum Vater (Lk.24,30;51).

All diese Stellen lassen klar erkennen, dass Jesus nicht nur gelegentlich und selten, sondern oft und lange gebetet hat. Gelegentlich zieht er sich an einen einsamen Ort zurück, um zu beten, und das gerade dann, wenn ihm die Menge folgt. Er liebte es, in der Einsamkeit und alleine zu beten. Auf wichtige Ereignisse hat er sich durch Gebet vorbereitet. Noch vor dem Morgengrauen steht er auf um zu beten, oder er verbringt die ganze Nacht im Gebet. Es waren nicht nur die vierzig Tage in der Wüste in denen er sich auf seine Sendung vorbereitete. Immer und immer wieder zieht er sich zurück, um allein mit dem Vater im Gespräch zu sein. Dadurch tankt er auf und bereitet sich für einen neuen Abschnitt seiner Sendung vor. Über die einzelnen Inhalte solcher Gebets-Gespräche wissen wir nichts, doch können wir es erahnen, ist doch das Vaterunser das Ergebnis eines solchen Betens. Das „Dein Wille geschehe, wie im Himmel so auf Erden“ ist die Zusammenfassung der Haltung des Sohnes in der Zeitlosigkeit und in der Zeit dem Vater gegenüber. Seine Gebetsformulierung ist die der „weiblichen“ Antwort-Liebe, die sich anpasst und völlig zurückgibt.

Trotzdem machen die Berichte über das Gebetsleben des SOHNES nur einen geringen Teil der Evangelien aus. Die Liebe zu seinem Vater lebt der SOHN hauptsächlich nicht durch das Gebet aus. Dies tut er durch sein Leben. Das Gebet war die stille, bescheidene, sich nicht vordrängende Begleiterscheinung der Erwiderns-Liebe, die sich als Lehre und als das Reich verkündende Leben darstellte. Das Gebet stellt nicht die Konkurrenz zum Leben dar; es blieb immer in dessen Dienst.

### **g.- Er bespricht mit dem Vater seine Angelegenheiten**

Das Beten in der Wüste, das Gebet nach dem ersten öffentlichen Auftreten in Kafarnaum und das nach der Heilung des Aussätzigen, aber auch jenes, das der Auswahl der Zwölf voranging oder dem Versuch folgte, ihn zum König zu machen, oder jenes in der syrischen Wüste oder das bei Cäsarea Philippi - alle haben wahrscheinlich den Charakter einer Besprechung (Nr.89e, 91b , 92e). Er musste mit dem im Gespräch bleiben, der ihn gesandt hat; im Gespräch über den bisherigen Weg, über die aktuelle Situation, über die künftige Vorgehensweise. Das hohepriesterliche Gebet gehört teilweise zum besprechenden Gebet. Das Lobpreisen und das Bitten ist in das eingebettet, was der SOHN seinem Vater über den bisherigen Weg zu berichten hat: Er vollbrachte das Werk der Verherrlichung des Vaters dadurch, dass er den Menschen von seiner Sendung und deren Inhalt berichtete; es gelang ihm

die zu bewahren, die der Vater ihm gegeben hat; diese haben das angenommen und bewahrt' was er ihnen übergeben hat. Er skizziert dabei seine und die Situation der Seinen zum Zeitpunkt des Gebetes: die Probleme, die durch die bevorstehende Trennung entstehen. Er spricht von seinen aktuellen Zielen, und richtet unzählige Bitten an seinen Vater, ihm dabei beizustehen. Und ähnlich könnte es bei den oben erwähnten Gelegenheiten zugegangen sein: Er berichtet vom Weg bis dahin, er beschreibt die Situation, und spricht die Probleme an.

#### **h.- Er preist, er dankt, er segnet**

Die Erfolge seiner Sendung schreibt er vor allem dem Wirken seines Vaters zu: Zu ihm können die kommen, die der Vater dahin zieht, und das, was Petrus bekennt, das geht auf den Vater zurück. Es ist das Werk des Vaters, dass die Wahrheit der Frohbotschaft vor den „Kleinen“ nicht verborgen blieb: „Ich preise dich Vater, Herr des Himmels und der Erde, dass du dies ... den Kleinen offenbart hast“ (Jn.6,44; Mt.16,17; Lk.10,21). Dieser Ton des Preisens durchzieht auch das hohepriesterliche Gebet: er ist der einzig wahre Gott, er ist gerecht und heilig. Dieser Ton kommt aber nicht nur in diesen Andreden vor, - er ist durch den gesamten Text hindurch zu finden. Es beginnt mit der Vollmacht der Sendung und endet damit, dass die Sendung kein geringeres Ziel hat, als dass die Liebe, mit der der Vater ihn liebt, auch in den Seinen sei (Jn.17,2.25). Markus bemerkt, dass Jesus Loblieder singend zum Ölberg ging (Mk.14,26).

Das Preisen gehört zum Danken. Er anerkennt den Vater nicht nur als „Auftraggeber“ und als Grund aller Erfolge dieser Sendung. Über diese Anerkennung hinaus, wendet er sich mit dankbarer Seele bei jeder Gelegenheit an seinen Vater, um all das zu bekommen, was notwendig ist zum Erfolg seiner Sendung. Der Sohn hat die Macht, vier- bis fünftausend Menschen zu bewirten, und dafür dankt er dem Vater (Mt.15,36; Mk.8,6; Jn.6,11.23). Er hat die Macht, den Lazarus ins Leben zurückzurufen, und dafür dankt er für jedermann gut vernehmbar seinem Vater (Jn.11,41). Der „jederzeit“ erhörte SOHN - ist zu jeder Zeit seinem Vater dankbar; und dies, obwohl er dies nur bei besonderen Anlässen in hörbare Gebetsworte goss. Besonders deutlich wird dies bei der Begründung des neuen Kultes. Vier Quellen berichten uns, dass der SOHN bei der Darbietung seines Leibes und Blutes das Dankgebet gesprochen hat (Mt.26,27; Mk.14,23; Lk.22,17; 1.Kor.11,24).

Als er die Brote vermehrt hat und man Kinder zu ihm brachte; er den neuen Kult begründet hat, den Jüngern in Emmaus das Brot gebrochen hat, und in der Stunde der Himmelfahrt - hat der SOHN gesegnet, d.h. das Segensgebet gesprochen. Sowohl im Griechischen als auch im Lateinischen geht es beim „segnen“ (εὐλογεῖν / benedicere) um das „gutes-Sagen.“ Das Buch der Schöpfung bezeichnet die Natur, die Gott dem Menschen gegeben hat, als einen Segen (Gen.1,8). Das deutsche „segnen“ ist vom lateinischen „signum (facere)“ abgeleitet, und bedeutet: „das Zeichen (des Kreuzes) machen“, d.h. „bezeichnen“. Beim Segnen handelt es sich offensichtlich um eine Aktivität des Gebens, d.h. der Zuwendung Gottes (Nr.83e). Dann, wenn der Sohn segnet, blickte er zum Himmel, und erwartet und erfleht von seinem Vater das Gute, jene Gabe, deren Vermittler er sein möchte. Mit einigen wenigen Broten will er die Menge sättigen, seinen Leib und sein Blut seinem Reich als Nahrung hinterlassen. Er will, dass der Reichtum Gottes auch die Kinder erreicht, und auch die Seinen, die er zurücklässt.

#### **i.- Er bittet den Vater**

Er bittet ihn für die Menschen, aber auch für sich selbst. Die Bittgebete, die er für die Seinen vorgebracht hat, belegen, dass der Sohn sich den Absichten des Vaters völlig angepasst hat, und es für ihn nichts anderes gab, als sein Auftrag, als die Sache des Reiches Gottes. - Doch damit werden wir uns etwas später beschäftigen (Nr.82). Den bewegendsten Beweis für die sohnhafte Haltung, die sich völlig anpasst und die Liebe erwidert und die sich vom Vater in keiner Stunde entfernte, erhalten wir in den Bittgebeten des Sohnes für sich selbst. Sowohl im Vaterunser, als auch in den Gebeten am Ölberg hören wir das „Dein Wille geschehe!“ Wie viel Kämpfe Jesus im Laufe seines Werdegangs darum durchzustehen hatte, können wir anhand der wenigen Aussagen nur erahnen; Aussagen, die er gemacht hat, als er den bitteren Kelch der unmenschlichen Einsamkeit durchlebte. „Der Menschensohn hat nichts, wo er sein Haupt hinlege... Wie lange noch soll ich bei euch sein und euch ertragen? ... Wird der Menschensohn, wenn er kommt, den Glauben finden auf Erden?“ (Lk.9,58.41; 18,8). Aus solchen Aussagen können wir so manches erahnen. Nicht mehr auf das Erahnen angewiesen sind wir in den Tagen vor seinem Tod. Jetzt ist es offenbar, wie viele innere Kämpfe er dieser Identifikation mit

dem väterlichen Willen wegen durch zu stehen hatte, jener Identifikation, die das Programm seines ganzen Lebens war, und das er offen verkündete. Es sind die Tage, in denen der Auftrag bis ins Tiefste wirkt und sein Blut und Leben gefordert wird. Die erste Andeutung macht er in seiner letzten öffentlichen Rede. Während er vom Weizenkorn spricht, das in den Boden fällt, fällt ihm ein, dass auch seine Stunde ganz nahe ist, in der er zu Boden sinkt. Er hält in der Rede plötzlich inne und seufzt: „Vater, rette mich aus dieser Stunde“. Und diese Stunde ist eine endlos lange Stunde. Sie beginnt mit dem blutgetränkten Schweiß im Garten Gethsemani und endet mit dem großen „Warum?“ am Kreuz. Geist und Leib werden dabei gedemütigt. Doch dies hält nur wenige Augenblicke an, denn sofort gewinnt wieder das Einschiegen in den väterlichen Willen die Oberhand. Nur wenige Augenblicke genügen, dass das Bewusstsein des Auftrages diese Schwäche wieder besiegt: „Aber deshalb kam ich in diese Stunde“ (Jn.12,27). Der Sohn verlässt auch jetzt seinen Vater nicht, auch jetzt hört er mit seiner sich in den Willen des Vaters einschmiegender Liebe nicht auf. Der Vater nimmt dies zur Kenntnis und antwortet entsprechend.

In diesem Garten und in diesen Stunden, die dem Verlust der persönlichen Freiheit durch die Gefangennahme voran gehen, wirkt auf die Seele das ein, was da kommen wird; was ihm Blut und Leben kostet und an Seele und Ehre nagt. Der Sohn, der hier und jetzt in diesem Garten, nicht nur der SOHN sondern auch Mensch ist, versucht - nun zum ersten Mal - mit dem Vater zu feilschen. Es ist der SOHN, der dies tut. Es ist der SOHN, der den Plan des Vaters kennt, der vom zeitlosen und unabänderlichen Entschluss Kenntnis hat und der dies - als SOHN - mitgeplant und fest gelegt hat - in Einheit mit dem Vater. Doch in diesem Moment denkt der SOHN an die Abänderung dieses Planes und Entschlusses. Er hat einen Gedanken, von dem er weiß, dass er nie Wirklichkeit wird. Der SOHN ist jedoch auch wahrhaft Mensch, dem das menschliche Bewusstsein nicht fremd ist, auch nicht das menschliche Denken. Er ist auch Mensch, der die Liebe zum biologischen Leben und die Todesangst kennt. Dieses „wahrhaft-Mensch-sein“ setzt sich hier durch, und es beginnt das Feilschen: „... und betete, es möge, wenn es möglich ist, diese Stunde an ihm vorbeigehen“. Er sprach: „Abba, Vater, alles ist dir möglich, lass diesen Kelch vorüber gehen an mir.“ bzw. „Vater, wenn es dein Wille ist, so lass diesen Kelch an mir vorüber gehen ...“ (Mk.14,35-36; Mt. 26,39; Lk.22,42). Durch diese Worte gerät Jesus - als Mensch - in Gegensatz zu Jesus, als Gott. Auf diese Stunde hin ausgerichtet hat der SOHN seinen Auftrag erfüllt und war bereit, diesen Kelch vom Vater anzunehmen. Doch jetzt, wo er zittert und es ihm graust, jetzt, wo er leidet, versucht er, von der endgültigen Ausführung befreit zu werden. (Mk.14,33). Und so kommt es, dass dieser Gegensatz sich nicht nur innerhalb der eigenen Person abspielt, sondern auch als Spannung zwischen ihm und dem Vater offenbart: diese Auseinandersetzung strahlt über die Persönlichkeitsgrenze des Sohnes hinaus. Sie strahlt über diese hinaus, da diese eine Person die göttliche und die menschliche Natur in sich vereint. Er konnte diese Worte an sich selbst richten, aber auch an seinen Vater.

Es hat den Anschein, als würde er auch gar nicht mit sich selbst diskutieren. Man hat den Eindruck, er hätte sich – als eine einzige Person - endgültig entschieden, die Ausführung des Auftrages von sich zu weisen. Es hat den Anschein, als müsste nur noch auch der Vater dafür gewonnen werden. Von daher solche Worte: „Vater, dir ist alles möglich“. Was für ihn einst glasklar war, scheint jetzt ganz weit weg zu sein. Irgendwann sagte er, der Sohn könne nur das tun, was er beim Vater gesehen hat, doch jetzt versucht er den Vater zu überreden, das tun zu können, was er bei ihm nicht sieht: die Abänderung und die Ablehnung des Auftrags. Irgendwann sagte er, es wäre seine Nahrung, den Willen dessen zu tun, der ihn gesandt hat - doch jetzt wäre das Gegenteil diese Nahrung. Jetzt würde er am liebsten das tun, was nicht vom Vater ist, sondern von ihm selbst. Doch all das ist unmöglich, und der SOHN muss dies wissen. Der „Mensch“ aber, der jetzt Todesängste durchlebt bis dass der Schweiß mit Blut vermischt ist - weiß es nicht. Er weiß es nicht, weil jetzt in diesem Jesus von Nazareth, - in dem sich bisher das Menschliche so gut in das Sohnsein eingefügt hat - der Lebensinstinkt und die den Hohn nicht hinnehmen wollende menschliche Natur die Oberhand über die göttliche gewonnen hat. Und so ist es möglich, dass er Dinge sagt, von denen das Bewusstsein der göttlichen Natur ganz klar erkennen muss, dass sie unmöglich sind. Zur Bereitschaft gehörte auch, sich ganz zu entäußern. Doch schon der Umstand, dass Jesus drei Jünger an den Ort seines Gebetes mitnimmt, lässt das Unmögliche seines Ansinnens erkennen. Beim Abendmahl spricht er davon, dass die Seinen ihn verlassen werden, und trotzdem wird er nicht allein sein. Er wird nicht allein sein, da er in der Stunde, bevor zulässt, dass er gefangen genommen wird, sich aufmacht, um mit seinem Vater ins Gespräch zu kommen ... und trotzdem hat er auch die Bedürfnisse des Menschen. Er will, dass drei der Seinen in seiner Nähe seien

(Mt.26, 36-38.43; Mk.14, 33-41). Warum das? Weil er sich trotz der Worte, die er beim Abendmahl sagte, nun allein fühlte. Aus diesem Grund braucht er die Nähe der Menschen. Er braucht sie, um seine Klage loswerden zu können. Und dies nach drei Jahren zum ersten mal. Diese Klagen sind keine Anklagen. Er beklagt sich nicht, dass die anderen die Dinge nicht verstehen. Er spricht mit ihnen - seiner selbst wegen! Er spricht zu ihnen von seiner Todestrauer und bittet sie, ihn nicht allein zu lassen, mit ihm zu bleiben, mit ihm und ihm zuliebe zu wachen. Er möchte nicht, dass sie schlafen. Er möchte in seiner Einsamkeit nicht ohne Menschen sein, - in einer Einsamkeit, die unmenschlich ist. Er hat dieses Bedürfnis, obwohl eigentlich mit dem Beten beginnen will.

Dieses erste Gebet, das zwischen der Qual und dem Ringen entsteht, bringt noch nicht die letzte Ordnung, noch nicht das endgültige Ergebnis. Diese letzte Ordnung wäre das: „Dein Wille geschehe!“ Es gab Stunden, in denen er völlig ruhig und ausgeglichen solche Worte sprach: Ich suche nicht meinen Willen ... Ich bin nicht vom Himmel herabgestiegen, um meinen Willen zu tun. Jetzt aber, - ist erst nach einem langen Ringen und Feilschen das „doch nicht mein ...“ zu hören: „...doch nicht was ich will, sondern was du willst!“, bzw. „... doch nicht wie ich will, sondern wie du willst“ oder: „...doch nicht mein Wille geschehe, sondern der deine“. (Mk.14, 36; Mt.26, 39; Lk.22, 42). Es ist dies eine neue Form der Ich-Du-Beziehung zwischen Jesus und dem Vater. Es gab Zeiten, in denen das „mein Wille“ eher danach klang, dass er keinen hätte. Gerade das Nichtvorhandensein, das Fehlen des „eigenen Willens“ - sollte dazu dienen, zu zeigen, dass er gesandt ist. Doch in dieser Stunde zeigt er, dass er auch einen eigenen Willen hat. Er hat einen, und es bleibt ihm nichts anderes übrig, als ihn zu haben. Die Bitten im zweiten Teil dieses Gebetes auf Gethsemani, - die nicht nur ein sich Dreinfinden darstellen - zielen eben darauf ab, dass nicht der „eigene Wille“ die Oberhand gewinnt. „Und doch“ soll er nicht als Sieger hervorgehen. Diese Bitten kommen, obwohl der erste Teil des Gebetes in diesem Zeichen abließ; da sollte er nicht gewinnen. Erst als der SOHN nicht mehr „allein“ ist, kommt das „und doch“. Im ersten Teil, - da fühlt er sich noch allein. Da hat er noch nicht zum Vater gefunden, und da kann er sich auch nicht in dessen Willen einfügen. Da braucht er den Menschen: er wendet sich an drei von diesen, und es schmerzt ihn sehr, dass sie die Qualen seines Ringens nicht mit ihm geteilt haben. Der MENSCH, den der Kelch erschreckt und der in der Versuchung ist, dieser Stunde zu entfliehen, spricht zu ihnen von den Versuchungen, die auch sie erreichen können. Es spricht von der Schwäche des Leibes der, dessen Leib zitternd von dem zurückschreckt, was an Schmach auf ihn zukommt (Mk.14, 37-39; Mt. 2b, 40-41; Lk.22, 45-46) .

Die drei, die er aus dem Schlafe weckt, sind nicht imstande, dem Sohn das Gefühl des Alleinseins zu nehmen. Daher geht der Sohn dorthin zurück, wo er dies erwarten kann. Er geht zurück, um zu beten. Zu beten, da zu diesem Zeitpunkt das „doch nicht“, noch kein Einfügen, sondern ein Dreinfügen war; und diese Dreinfügen genügt Jesus, dem Gott, nicht, und bringt auch Jesus, dem Menschen, keine innere Ruhe. Dem großen Ringer auf Gethsemani genügt dies nicht, um fähig zu sein, seinen aufgetragenen Weg weiter zu gehen. Das Ringen beginnt darum von neuem. Von neuem, aber diesmal schon ausgerüstet mit dem „doch nicht“. Und daher ist es ein anderes Ringen, als das Ringen der ersten Runde. Das „alles ist möglich“ und das „wenn es möglich ist“ erfährt jetzt eine winzige Abwandlung, die aber von großer Bedeutung ist, denn daraus wird jetzt: „...und wenn es nicht möglich ist“. Seine Aussage: „Mein Vater, wenn dieser Kelch nicht vorübergehen kann, ohne dass ich ihn trinke ...“ - lässt erkennen, dass im betenden Jesus die göttliche Natur wieder an Einfluss gewinnt; es klingt das göttliche Wissen wieder an. Er beginnt einzusehen, dass das, um was er bittet, nicht möglich ist. Er beginnt zu erkennen, dass dem Vater nicht alles möglich ist. Aufgrund dieser Erkenntnis verschwindet das „doch nicht“, und an seine Stelle tritt wieder das „so geschehe dein Wille“ (Mt.26,42.44).

Doch auch dies ist noch nicht das letzte Ergebnis. Noch nicht, da er noch immer möchte, der Vater würde, - so dies möglich - seinen Willen ändern. Auch daran noch nicht, weil er noch immer die Nähe der Menschen braucht. Er geht nochmals zu ihnen, doch diesmal weckt er sie nicht mehr. Er geht zurück und betet, „indem er die gleichen Worte sprach“ (Mt.26,42.44). Die Gebetsworte dieser dritten Runde kennen wir nicht, aber das Ergebnis: „Steht auf, lasst uns gehen! Seht, mein Verräter naht! ... Ich habe es euch gesagt, dass ich es bin ... Stecke dein Schwert in die Scheide! Soll ich den Kelch, den mir der Vater gegeben hat, nicht trinken?“ (Mt.26,46; Jn.18,8.11). Aus diesen Worten ist die Ruhe dessen herauszufühlen, der von sich gesagt hat, dass er der WEG ist. In dieser absoluten Ruhe geht er die ersten Schritte seines Kreuzweges (Mt.26,47-50; Mk.14,42-49). Durch diese Verhaltensweisen wird offenbar, dass in der dritten Gebetsphase das zustande gekommen ist, was genügt: es löst sich die Einsamkeit unter allen Umständen auf. Er selbst ist es, der dem Kelch und der Stunde entgegenggeht, und er räumt

alles beiseite, was diesen im Wege stehen könnte. Es ist das, um was er in der ersten Runde gefleht hat, es möge an ihm vorbeigehen; es ist das, was er in der zweiten Runde schon bereit war, anzunehmen, so es anders nicht möglich ist; - und das er jetzt, in der dritten Runde, bedingungslos annimmt. Er nimmt es an, da er als SOHN auf das Darreichen des Kelches durch den Vater keine andere Verhaltensantwort geben kann, als eben das Annehmen und das sich anpassende Erwidern. Anders ist es gar nicht möglich. Die bedingungslose Annahme kann höchstens verzögert werden durch das Hängen an der biologischen Existenz und durch die Todesangst der menschlichen Natur.

*Der Schauplatz der letzten und größten Krise ist das Kreuz.* In seiner Agonie schreit er die Unmöglichkeit des „Warum?“ in die Welt hinaus. Er schreit es in die Welt, weil er das Gefühl hat, der Vater hätte ihn verlassen. Als Folge der körperlichen und seelischen Qualen, die er in den letzten Tagen und Stunden durchmacht, ist es ihm psychisch wieder nicht möglich, das zu wollen, was sich als unerträgliche und bewusstseinsraubende Qualen darstellt. Denn Mensch sein bedeutet, sich von den erstickenden Qualen befreien zu wollen. Auch dieser Mann aus Nazareth möchte von diesen Qualen frei sein ... während sein Leib ans Kreuz genagelt ist. Es waren die kräftigen Nägel und der zeitlose Wille des zeitlosen Gottes, der, weil er zeitlos ist, auch unabänderlich ist, und daher wirksamer als die kräftigsten Nägel - die ihn am Kreuz festhielten. Und es gab keine Möglichkeit, hier etwas zu ändern. Den Schmerz darüber, dass es keine Möglichkeit gibt, daran etwas zu ändern, hat er schon auf Gethsemani überlebt. Am Kreuz gab es kein Ringen mehr mit dem Gedanken, dass „dir alles möglich ist“. Hier hielten ihn die sichtbaren und die unsichtbaren Nägel fest. Dieses vollkommene Ausgeliefertsein erweckte im Gekreuzigten, der am Ersticken war und die Nähe des Todes füllte, das Wissen oder wenigstens den Bewusstseinszustand vollkommen verlassen zu sein. Er fühlt sich allein. Er hat das Gefühl, niemand sei bei ihm, - auch der Vater nicht. Er ist alleingelassen; alles und jeder hat ihn verlassen; - auch der Vater. Mitten in den Qualen ist es ihm nicht danach, das zu tun, was dem Vater wohlgefällig ist. Jetzt erlebt er nur die Unentrinnbarkeit und den zunehmenden Schrecken des Erstickens. Wer könnte in einem solchen Augenblick etwas anderes sagen, als dass er sich verlassen weiß? Er mag sein wer und was er will - er ist ein Mensch.

Doch dies kann im Leben des SOHNES nur ein Intermezzo sein, ein Intermezzo, wie es das „Rette mich vor dieser Stunde“, oder das „Dir ist alles möglich“ eines war. Die menschliche Natur, die Schwäche- des Leibes, kann die Suprematie der göttlichen Natur nur für jeweils einige Momente unterdrücken. Früher oder später muss die Werteordnung im Sohn wieder die richtige Reihenfolge erlangen. Es muss das den Sieg davontragen, was er durchs ganze Leben erlebte, bezeugte und verkündete, und wofür er gebetet hat; und zwar, dass er nicht allein ist, dass der Vater mit ihm ist, und ihn nicht alleingelassen hat, - und dies, weil er immer das tut, was dem Vater gefällt. Noch bevor er feststellt, dass alles, - sein Auftrag – „vollbracht“ ist, findet seine Seele wieder heim und zurück und mit hörbarer Stimme berichtet er, dass er erneut hinter den Wolken das Licht erblickt: „Vater, in deine Hände empfehl ich meinen Geist“ (Lk.23,46). Der an Hinrichtungen gewöhnte heidnische Hauptmann beobachtet etwas Ungewöhnliches. Als er „ihn so verscheiden sah“ - so berichtet Markus - kommt ihm die Überzeugung, dass der Gekreuzigte „wahrhaftig Gottes Sohn war“ (Mk.15,39). Er versuchte nicht, an jedem weiteren Augenblick noch zu hängen; er übergab sich dem Tod. Und daran erkannte der Hauptmann die Bereitschaft des Annehmens.

Das väterliche Geben-von-allem machte sich der Sohn in der Zeitlichkeit so zueigen, dass er alles, was er in der Zeit hatte, - auch sein Leben und seine Ehre - dahingegeben hat. Und dieses Hingeben-in-der-Zeit des Sohnes hat er als Antwort auf seine väterliche Liebe, - die alles gibt – aufgefasst. Golgatha - das ist ein Bild in der Zeitlichkeit; der Inhalt von Golgatha aber ist: das Geben-von-allem, - und dieses hat auch in der Zeitlosigkeit seine Gültigkeit. Das völlige „weibliche“ Anschmiegen an die initiatorische „männliche“ Liebe - das ist es, was als zeitloser Inhalt des völligen Hingebens zu erkennen ist.

## 6. VATER UND SOHN - DIE BEIDEN SIND EINER

### a.- Wer den Sohn sieht, sieht auch den Vater

Wenn es um die Verbindung der Beiden geht bleibt die Lehre Jesu nicht bei der Vater-Sohn und Sohn-Vater-Beziehung stehen. Auch schon aus dem, was bisher gesagt wurde, ist zu erkennen, dass beide im Bezug auf die Menschen dieselbe Sache vertreten. Die Lehre Jesu ist daher auch nicht

zweigeteilt, etwa über die Beziehung zwischen dem Sohn und der Menschheit einerseits, und über die Beziehung des Vaters zu den Menschen andererseits. Ihre „Berührungen“ mit der Menschheit sind völlig identisch miteinander. Und der Menschheit sind keine zwei Wege vorgegeben: einer zum Vater und einer zum Sohn. Der Sohn identifiziert sich völlig mit dem Vater, und der Vater hat dem Sohn alles übergeben, damit er ihn bei der Menschheit repräsentiere. Auf diese Verhaltensidentifikation muss die Menschheit durch die Annahme jenes Weges antworten, den der Sohn verkündet hat. Wird dieser angenommen, so ist dies - Beiden wohlgefällig.

Geht es um diesen Weg, so muss der Mensch mal „Gott“, mal dem „Vater“, aber auch dem „Sohn“ zu gefallen versuchen. Ob es nun zu erkennen ist oder auch nicht, warum Jesus mal den einen und mal den anderen dabei nennt, geht es jedoch um den Inhalt dieses „Gefallen-sollens“, so macht er keinen Unterschied, egal welchen der drei Namen er benutzt. Spricht er von diesen Haltungen, so kommt es gelegentlich vor, dass er nicht einen der drei Namen benutzt sondern zwei zusammen: den Vater und den Sohn. Diese Äußerungen werfen ein weiteres Licht auf die Beziehungen der Beiden.

Die Inhalte dieser Beziehungen von Mensch zu Gott werden durch folgende Verben ausgedrückt: sehen, sehend erkennen, erkennen, fürchtend ehren, treu sein, auf- und annehmen, bzw. hassen (Jn.14,7-9; 8,19; 14,7-9; Lk.10,16; Jn.5,23; 14,1Mt10140; Mk.9,37; Lk.9,48; Jn.13,20; 15,23-24). Diese Äußerungen verlangen in jedem Fall, ob es nun um den Vater oder um den Sohn geht, dieselbe Haltung: Der Sohn ist zu ehren wie der Vater; die Seinen müssen an Gott glauben und, - an Ihn. Auch verurteilt wird dieselbe Haltung: „Ihr kennt weder mich, noch meinen Vater; würdet ihr mich kennen, würdet ihr auch meinen Vater kennen“, oder: „Wer den Sohn nicht ehrt, der ehrt auch den Vater nicht“; „wer mich hasst, der hasst auch den Vater“. Den Bewohnern Jerusalems wirft er vor, sowohl ihn, als auch den Vater gehasst zu haben. (Jn.5,23; 14,1;8,19; 5,23; 15,23-24)

Die zitierten Aussagen sprechen von zwei Zweitbezugspunkten. Das Verhaltensziel des Menschen, der hier den ersten Bezugspunkt darstellt, muss sowohl der Vater als auch der Sohn sein. Und dies selbst dann, wenn, wie hier, die Bewohner Jerusalems meinen, sie würden den Vater kennen, ehren und annehmen, nur den Sohn nicht. Die Wörtchen „sowie“, „auch“, „noch“ zeigen deutlich, dass Jesus davon eine andere Vorstellung hat: die Beziehungsinhalte müssen sowohl den Vater, als auch den Sohn erreichen.

Es gibt aber auch Äußerungen Jesu, die dem Menschen, als erstem Bezugspunkt, nur einen einzigen zweiten Bezugspunkt zuordnet, obwohl dabei das Verhalten dieser Beziehung sowohl auf den Vater als auch auf den Sohn abzielt. Die diesbezüglich deutlichste Formulierung finden wir bei Markus: „...und wer mich aufnimmt, der nimmt nicht mich auf, sondern den, der mich gesandt hat“ (Mk.9,37). Diese Formulierung ist eine sehr scharfe und formal einen Widerspruch beinhaltende Formulierung. Einerseits stellt sie fest, dass der Sohn aufgenommen wird, und gleichzeitig leugnet sie dies. Durch diese sehr scharfe Formulierung wird in Wirklichkeit geleugnet, dass es zwei verschiedene Beziehungen gebe. Sie betont, dass es nur eine einzige Beziehung des Annehmens gibt. Es wird betont, dass der den Sohn annehmende Mensch ein für allemal auch den Vater annimmt. Das, was dieser Satz aussagt, geht offensichtlich über das hinaus, was in den „sowohl als auch“-Aussagen gesagt wird. Hier geht es nicht nur um eine identische Haltung dem Vater und dem Sohn gegenüber, sondern darum, dass es keine zwei Haltungen gibt. *Es gibt keine zwei identische Haltungen, sondern nur eine einzige.*

Weniger scharfe, aber doch dasselbe aussagende Formulierungen finden wir in den übrigen drei Evangelien: „Wer mich aufnimmt, nimmt den auf, der mich gesandt hat“ (Jn.13,20; Mt.10,40; Lk.9,48). „Wer mich verachtet, der verachtet den, der mich gesandt hat“ (Lk.10,16). Aus diesen Formulierungen ist der innere Widerspruch herausgenommen: Jesus leugnet nicht, was er vorher behauptet; - die Annahme des Sohnes nämlich. Ohne sie zu leugnen, stellt er die Annahme des Sohnes als sie Annahme des Vaters dar. Doch wie die Markus-Formulierung so verneinen auch diese die Existenz zweier Beziehungsinhalte. Doch trotz dieser weniger scharfen Formulierung gibt es eine logische Schwierigkeit; die Schwierigkeit mit dem Prinzip der Identität. Jesus stellt die Annahme des Sohnes als die Annahme des Vaters dar; - und dies ganz bewusst. Dies zeigt sein Gespräch mit Philippus beim letzten Abendmahl. Jesus sagt etwas im Sinne dieser Doppelbeziehung, und darauf reagiert Philippus. Er reagierte auf diese Aussage Jesu: „Hättet ihr mich erkannt, würdet ihr auch meinen Vater kennen; von jetzt an kennt ihr ihn und habt ihn gesehen“. Philippus kann hier mit der Vergangenheitsform nichts anfangen und bemerkt: „Herr zeige uns den Vater.“ Jesus kommt jetzt mit einer Antwort, die sie verblüfft. Er verlässt dabei die Doppelbeziehung des vorhergehenden Satzes und spricht nur noch von einer einzi-

gen: „So lange Zeit bin ich bei euch, und du hast mich nicht erkannt, Philippus? Wer mich sah, hat den Vater gesehen. Wie kannst du sagen: Zeig uns den Vater!“ (Jn.14,7-9). Die Antwort Jesu lässt keinen Zweifel zu. Er behauptet, dass der, der ihn sieht, auch den Vater sieht. Er behauptet, dass der, der ihn sieht, den Vater sieht.

Jesus spricht demnach nicht von identischen Beziehungsinhalten, er spricht von einem einzigen. Die auf Gott ausgerichteten Haltungen des Menschen erscheinen in seiner Lehre teilweise als parallele, und teilweise als sich deckende Linien. Jesus macht demnach Behauptungen in zwei Richtungen: Wer den Sohn sieht, kennt, ehrt, ihm treu folgt, aufnimmt, bzw. hasst, der sieht, kennt, ehrt, folgt treu, nimmt ihn auf, bzw. hasst auch den Vater. Das ist die eine Richtung. Die andere ist die: Wer den Sohn sieht ..., bzw. hasst, der sieht... bzw. hasst den Vater. Bei der ersten Richtung ist Gott zwei; bei der zweiten eins. Wenn beide Formulierungen ihre Richtigkeit haben, dann nur unter der logischen Voraussetzung, dass die Zwei sowohl zwei, als auch nur einer sind. Das Gott zwei ist, zeigte uns die Materie der bisherigen Nummern. Das Ziel dieser Nummer ist es, zu zeigen, dass in der Lehre Jesu Gott nicht nur zwei ist, sondern auch einer.

#### **b.- Was der Vater tut, tut auch der Sohn**

Die Position ändert sich: Gott wird zum ersten Bezugspunkt und der Mensch zum zweiten. Das war auch in den vorhergehenden Nummern der Fall. Während dort entweder der Vater oder der Sohn die Position des Erstbezugspunktes einnahm, nimmt hier, in dem noch zu betrachtenden Zitatmaterial der Vater und der Sohn diese Position ein und der Mensch die des Zweitbezugspunktes. Den Bewohnern Jerusalems, die Anstoß nehmen, dass er den seit achtunddreißig Jahren krank seierenden Menschen heilt, sagt er: „Mein Vater wirkt ohne Unterlass, und ich wirke ebenfalls“ (Jn.5,17). Die Zeitbestimmung („ohne Unterlass“) suggeriert hier die Zeitlosigkeit. Dadurch, dass Jesus sich auf das Wirken beruft, das keine Pausen und Phasen kennt, begründet er, warum er des Sabbat wegen keine Pause einsetzt bei dem Wirken, das parallel und identisch ist zum Wirken des Vaters. Diese parallele Identität wird durch die nachfolgenden Worte reichlich illustriert: „Denn was der Vater tut, das tut auch der Sohn in gleicher Weise. ... Wie der Vater die Toten erweckt und lebendig macht, so macht auch der Sohn, die er will, lebendig“ (Jn.5,19,21). Die gleiche parallele Identität ist auch aus folgendem Satz herauszulesen: „Viele gute Werke ließ ich euch sehen von Seiten meines Vaters“ (Jn.10,32).

Das „auch“, „ebenso“, „so“, und „von meinem Vater“ deutet auf ein parallel verlaufendes Verhalten, doch macht Jesus auch Äußerungen, die von solch einer Parallelität nicht mehr sprechen. Er lehrte auch, dass es nur eine Gott-Mensch-Beziehung gibt. Etwas verdeckt deutet er darauf, als er davon spricht, dass er es „im Namen seines Vaters tut“ (Jn.10,25). Als er sich aber an Philippus wendet, spricht er von der Einzigkeit. Philippus musste zweifelnd dreingeschaut haben, weil Jesu so weiterformuliert: „Glaubst du nicht... dass der Vater, der in mir wohnt, selbst am Werke ist?“ (Jn.14,10). Hier wird gesagt, dass das, was der Sohn tut, der Vater tut. Hier sind wir über die Parallelen hinaus; hier decken sich die Linien; hier ist nur von einer einzigen Linie die Rede. Auch bei den Haltungen, die vom Vater-Sohn ausgehen gilt, dass sie sowohl parallele, als auch einzige Haltungen sein können. Einerseits tut das, was der Sohn tut, auch der Vater und umgekehrt; und andererseits tut der Vater das, was der Sohn tut und umgekehrt. Das Ergebnis der Beziehungen Gottes zum Menschen ist das gleiche, wie wir es schon bei den Beziehungen des Menschen zu Gott gesehen haben: zwei kann zwei sein, aber auch eins.

#### **c.- Was des Vaters ist, ist auch des Sohnes, und umgekehrt**

In den jesuanischen Aussagen hat dieses besondere Mysterium ein noch besonderes Attribut. Bei den Synoptikern wird dieses durch ein biologisches Bild beschrieben. Der Vater des verlorenen Sohnes spricht zum Sohn, der nicht ausscherte, sich aber dafür in den Schmollwinkel zurückzog, diese Worte: „... alles, was mein ist, ist dein“ (Lk.15,31). Bei diesem Attribut geht es um das Besitzen.

Auch das Besitzen ist eine Beziehung. Doch während die bisherigen Beziehungen einen dynamischen, aktiven, verhaltensmäßigen Charakter trugen, ist diese Beziehung von statischer Natur und trägt die Züge eines Ergebnisses. Wir sahen schon, dass die Liebe des Vaters zum Sohn hauptsächlich durch das Geben in Erscheinung tritt; geben kann ich aber nur das, was ich besitze, und wer die Gabe bekommt, gelangt in den Besitz derselben. Auch das haben wir schon gesehen, dass der Vater dem Sohn „alles“ gegeben hat. Demnach besitzt der Sohn zeitlos „alles“, was er vom Vater bekommen hat. „Meine Lehre ist nicht die meine“, und: „... die Worte, die ihr gehört habt, sind nicht meine Worte“

(Jn.7,16; 14,24). - Durch solche widersprüchliche Redewendungen soll betont werden, dass er die Lehren und die Worte vom Vater bekommen hat. Das Besondere bei der Beschreibung dieser Beziehung vom Geben und Bekommen ist, dass das, was der Vater dem Sohn schenkt sowohl der Besitz des Vaters, als auch der des Sohnes ist. Nicht in einem zeitlichen Nacheinander, denn dies wäre nichts besonderes, hätte es dem Vater gehört, und würde nun dem Sohn gehören. Jesus aber spricht von der Simultaneität in der Welt der Zeitlosigkeit. In der Abschiedsrede hören wir diese Worte: „Alles, was der Vater hat, ist mein“ (Jn.16,15). Damit begründet er, warum der Hl. Geist, der noch zu senden ist, ihn verherrlichen wird. Er wird den Jüngern das künden, was er vom Sohn hat. Die Jünger werden wahrscheinlich eher darauf gewartet haben, vom Hl. Geist etwas zu hören, was dieser vom Vater hört. Den wahrscheinlich etwas verdutzten Jüngern erklärt er nun, warum er das sagen kann, was er sagt. Und wenn er hinzufügt: „...deswegen sagte ich: Er wird von dem Meinen nehmen und euch künden“ (Jn.16,15b), so unterstreicht er den Erklärungscharakter. Die obige Aussage - so scheint es - beinhaltet zwei Momente. Das eine: Alle Besitztümer des Vaters und des Sohnes sind gemeinsame Besitztümer. Das zweite: Der Sohn besitzt das, was der Vater besitzt. Es ist also nicht so, dass der Sohn das nochmals hat, was der Vater hat. Stellen wir das als nicht dynamische Beziehung betrachtete Besitzen nicht als Linien, sondern als Punkte dar, die die einzelnen Objekte des Besitzens bezeichnen, so bedeutet es im Sinne der obigen Aussage nicht, der Sohn besäße gleich viele Besitzpunkte wie auch der Vater. Hier geht es nicht um gleich viele, sondern um deckungsgleiche Punkte.

Im hohepriesterlichen Gebet lesen wir: „Ich bitte für sie ... die du mir gabst, denn sie sind dein“ (Jn.17,9). Wie ist das nun? Hat der Vater sie ihm nun doch nicht gegeben? Warum sagt Jesus: „... denn sie sind dein?“ Vielleicht um so den Vater eher dazu zu stimmen, die Bitte zu erhören? Meint er vielleicht, der Vater würde die Seinen dann eher bewahren, wenn er die, die er dem Sohn gegeben hat, als die Seinen betrachtet? Eine Erklärung dafür liefert er bei Fuß: „Das meine ist alles dein, und das Deine ist mein...“ (Jn.17,10). Der Aussage der Abschiedsrede begegnen wir auch hier: Alles, was sein ist, ist auch des Vaters. Auch die Menschen, die der Vater dem Sohn gegeben hat, gehören zu dem „alles“. Dadurch, dass der Vater es dem Sohn übergibt, wird der Sohn noch nicht der alleinige Besitzer. Der Vater bleibt auch weiterhin der Besitzer.

Auch das Leben-in-sich hat der Sohn vom Vater als Geschenk bekommen. Nun aber ist das Leben die Grundlage allen Besitzens; wer nicht lebt, kann auch nichts besitzen. Es ist also klar, dass alles, was der Sohn besitzt, die Gabe des Vaters ist. Und dann noch etwas: Wenn alles dem Sohn gehört, was der Vater besitzt, dann hat der Vater ihm alles hingegeben, was er nur hat. Sein Besitz besteht nicht nur aus dem, was der Vater ihm geschenkt hat; der Besitz des Sohnes ist all das, was der Besitz des Vaters ist. Die einzelnen Punkte, die das Besitzen ausmachen, sind deckungsgleich.

Wie erklärt sich das, dass der Vater, der dem Sohn alles hingibt, dann doch nicht leer und arm dasteht? Wie bleibt er auch weiterhin im Besitz all dessen, was er hingeschenkt hat? Der Vater hat dem Sohn sein „alles“ hingeschenkt und damit auch seine Natur des Gebens, seinen Geist. Als Folge dessen antwortet der Sohn auf dieses Geben mit einem Zurückgeben. In der Welt der Zeit folgt dem Geben nicht notwendigerweise das Zurückgeben. Ist dies aber der Fall, so kann es sein, dass auch hier sich die Besitzpunkte einander decken. Infolge der sich anpassenden, „weiblichen“ Erwiderungsliebe des Sohnes, ist es ihm nicht möglich, den Vater auszurauben und arm zu machen.

In der Welt, aus der der Mann aus Nazareth kam, hat es keinen Sinn, etwas als mein oder dein zu betrachten. Kraft eines zeitlosen Aktes des Gebens gibt es nur ein gemeinsames Besitzen. Der Privatbesitz des Vaters ist gleich Null. Der Privatbesitz des Sohnes ist gleich Null. Dort, von wo der Mann aus Nazareth gekommen ist, dort gibt es nur ein gemeinsames Besitzen. Es gibt kein „mein“, es gibt kein „dein“, es gibt nur ein „unser“. Dieses gemeinsame Besitzen ist nicht das Ergebnis einer Entwicklung. Es ist dies nicht, da es in der Welt der Zeitlosigkeit keine Entwicklung, keinen Fortschritt, keine Änderung gibt. Und noch viel weniger ist es das Ergebnis eines Kampfes. Der Sohn hat den Besitz des Vaters nicht mit Gewalt an sich genommen. Er hat diesen Besitz - wenn wir so wollen - auch nicht durch Arbeit erworben. Dieses gemeinsame Besitzen ist das Ergebnis eines zeitlosen Aktes des Gebens. Es ist das Ergebnis eines Gebens, bei dem der Besitz des Gebenden sich nicht verringert; eines Gebens, bei dem der Gebende nicht draufzahlt, Mangel erleidet, oder arm wird. Das Geben und das Zurückgeben sind Attribute des Urfaktums Dieses zeitlose gemeinsame Besitzen gehört zur zeitlosen Liebe dazu. Die Zwei sind nicht nur zwei, sie sind auch eins. Dieses gemeinsame Besitzen erklärt nicht nur, dass die Lehre und die Werke des Vaters und des Sohnes identisch sind, es erklärt auch, dass sie ein und dieselben sind.



#### **d.- Der Vater ist im Sohn und der Sohn im Vater**

Es ist eine und zugleich sind es auch zwei Verhaltensweisen, die der Mensch Gott gegenüber hat. Es sind zwei und doch auch nur eine Verhaltensweise, die Gott dem Menschen gegenüber hat. Denn letztendlich bleibt das, was hingegeben wird, auch weiterhin im Besitz! Hinter diesen Geheimnissen steht ein anderes Geheimnis. Dieses Geheimnis wollen wir nun betrachten. Dein Zeugnis ist ungültig - halten die Bewohner Jerusalems Jesus vor. Und seine Antwort darauf: „... ich bin nicht für mich allein, sondern ich und der Vater... Würdet ihr mich kennen, würdet ihr auch meinen Vater kennen“ (Jn.8,13.16.19). Würden sie ihn tatsächlich kennen, würden sie wissen, dass sein Zeugnis ein gültiges Zeugnis ist, da die Voraussetzung dieser Gültigkeit vorhanden ist: es wird durch zwei bezeugt. Sie wüssten, dass der Vater „mit ihm ist“. Die Zwei sind doch zwei! Während eines Streitgesprächs verliert Jesus die Geduld: „Warum rede ich überhaupt mit euch?“ (Jn.8,25) Er gibt es auf, sich noch weiterhin auszuweisen. Er weist nur noch auf die Auferstehung hin, die für diese Frage von entscheidender Bedeutung ist: „... dann werdet ihr erkennen, ...dass er, der mich gesandt hat, bei mir ist...“ (Jn.8,28-29). Der Vater wird den erwecken, der sich zum „Sohn Gottes gemacht hat“. Jesus erhält dadurch seine Bestätigung; denn der Vater kann niemals die Lüge durch die Auferstehung bekräftigen. Wenn er aber nun aufersteht, so ist es offensichtlich, dass er der Gesandte ist, und dass der Vater „mit ihm ist“. Sind die zwei noch immer zwei? Nach der selbstsicheren Äußerung der Jünger beim letzten Abendmahl, spricht er davon, dass sie zerstreut werden und er trotzdem nicht allein bleiben wird: „Ich aber bin nicht allein, denn der Vater ist bei mir“ (Jn.16,32). Die Zwei sind also immer noch zwei!

Der Sohn kann nicht allein sein. Nicht, weil der Vater bei ihm ist. Sie sind zu zweit. In welcher Weise sind sie aber zu zweit? Sind sie neben einander, übereinander, untereinander? Sind sie dies in ihrem Bewusstsein, in ihren Gedanken? Dazu haben wir von Jesus eine Erklärung. Die Beschuldigung, Gott zu lästern und die Griffe nach den Steinen bringen ihn dazu, darauf eine Antwort zu geben: „Wenn ich nicht die Werke meines Vaters vollbringe, dann glaubt mir nicht. Aber wenn ich sie vollbringe ... dann werdet ihr erkennen und einsehen, dass in mir der Vater ist und ich im Vater bin“ (Jn.10,37-38). Der Vater ist also nicht neben ihm, nicht unter ihm, noch über ihm, d.h. nicht einfach „bei ihm“(!), sondern *in ihm*. Das „mit ihm“ und das „ist nicht allein“ findet demnach hier eine Verwirklichung, wie sie im Rahmen der Schöpfung nicht noch einmal vorkommt. Die Frucht beinhaltet den Kern, umgekehrt aber beinhaltet der Kern die Frucht nur potentiell; real ist eine Frucht, - die gegessen werden kann - im Kern nie vorhanden. Und wäre dies der Fall, so kann es sich nicht um die Frucht handeln, von der der Kern stammt. Im Apfelkern ist nie der Apfel drin, in dem der Kern ist. Die Mutter birgt die Leibesfrucht in sich, doch nie die Leibesfrucht seine eigene Mutter. Der SOHN ist nicht im biologischen Sinn der Sohn des Vaters. Im Rahmen der Schöpfung gibt es kein Duplum dieses Ineinanderseins. Ein solches Zweisein kennt die Welt der Zeit nicht. Der Vater ist mit seinem ganzen Sein und all seinen Manifestationen im Sohn vorhanden; so sehr, dass der Sohn von sich aus nichts tun kann. Der Sohn ist mit seinem ganzen Sein und all seinen Manifestationen im Vater vorhanden; und darum ist der Vater allezeit bei ihm, verlässt ihn nie und kann ihn nie verlassen. Hier ist eine Trennung nicht möglich. Wenn der Sohn vom Vater kommend in die Welt eintritt, und später diese wieder verlässt, um zum Vater zurückzukehren, so ist er trotzdem in den „Himmeln“, beim Vater. Dies meint er, wenn er seinen Hörern sagt: „Dort, wo ich bin, dorthin könnt ihr nicht gelangen“ (Jn.8,21).

Als letzte Begründung für seine sonderbare Behauptung, bringt Jesus auch dem staunenden Philippus gegenüber dieses Ineinandersein. Die Werke sind es, die diese sonderbare Behauptung rechtfertigen. Und diese sind nur durch das Ineinandersein zu begründen: „Glaubst du nicht, dass ich im Vater bin und dass der Vater in mir ist?... Glaub mir doch, dass ich im Vater, und dass der Vater in mir ist“ (Jn.14,10-11). Jesus ist sich völlig im klaren, dass es ihm nicht möglich ist, die Seinen völlig aus dem Staunen zu bringen. Als die Seinen ihn sehen wie er sich von ihnen entfernt, verweist er sie auf kommende Zeiten. Sie sehen ihn, weil sie an dem Leben teilzunehmen beginnen, das er ermöglichte: „Ihr aber seht mich, weil ich lebe und weil auch ihr leben werdet. An jenem Tag werdet ihr erkennen: Ich bin in meinem Vater...“ (Jn.14,19-20). Offenbar wird dieses Ineinandersein seinen Jüngern dann, wenn sie in die Welt der Zeitlosigkeit gelangen. Doch dagegen sträubt sich in Philippus die Welt der Zeit, die so etwas nicht kennt.

Jesus fährt so fort: „... seid in mir und ich bin in euch“ (Jn.14,20). Diese Worte werden im hohepriesterlichen Gebet etwas breiter ausgeführt: „Wie du, Vater, in mir bist und ich in dir bin, sollen auch sie in uns ...,ich in ihnen und du in mir sein“ (17,21.23). In der infrahumanen Welt gibt es keine Kopie dieses Ineinanderseins. Eine Fortsetzung davon gibt es im Reiche Gottes, dessen Frohbotschaft

zu bringen es der Auftrag des SOHNES war. Wie der SOHN die Geheimnisse seiner Welt und seines Lebens dem Reich Gottes, das er gebracht hat, und den Menschen, die er in dieses Reich berufen hat, vermittelte, wird das Thema unserer Nummer 29 sein. Jetzt richten wir unser Augenmerk auf das Ineinandersein der Zwei. Dieses Ineinandersein ist auch der Grundgedanke des hohepriesterlichen Gebetes. Und somit haben wir das letzte Moment des Mysteriums erreicht, dahinter steht nur noch das Urfaktum selbst. In diesem Moment gibt Jesus die Antwort auf den diesseits des Urfaktums liegenden letzten Grund des sowohl passiven als auch aktiven „einzig“ Verhaltens, des gemeinsamen Besitzens, des Zusammen- und Ineinanderseins. Es ist jener letzte Grund, der seine Erklärung einzig und allein im Urfaktum findet.

#### **e.- Der Vater und der Sohn sind eins**

Als er davon zum ersten Mal spricht, greifen die Hörer zu den Steinen. In der Halle Salomos wird er aufgefordert: „Wenn du der Messias bist, sag es offen!“ (Jn.10,24). In seiner Antwort spricht er davon, dass er seinen Schafen das ewige Leben gibt, und dass niemand sie der Hand des Vaters entreißen kann. Dies sagt er, um zu erklären, warum sie auch seiner Hand niemand entreißen kann. „Mein Vater, der sie mir gab, ist größer als alle, und niemand kann sie der Hand meines Vaters entreißen. Ich und der Vater sind eins“ (Jn.10,29-30). Nun aber reicht's den Hörern; darauf fällt ihnen nichts mehr anderes ein, als zu den Steinen zu greifen. (Jn.10,31).

In der breiten Öffentlichkeit, in einer feindselig gesinnten Umgebung, - da hat es einmal gereicht, darüber zu reden. Doch in der vertrauten Atmosphäre des letzten Abendmahles, im Kreise seiner Jünger, spricht er um so mehr darüber. Und dies besonders im Rahmen des hohepriesterlichen Gebetes, nachdem er Philippus und den anderen erklärt hat, dass man den Vater nicht getrennt von ihm sehen kann. Im hohepriesterlichen Gebet bittet er so für die Seinen: „Heiliger Vater, bewahre sie in deinem Namen ... damit sie eins sind wie wir ... Sie sollen eins sein, wie wir eins sind ... Auch sie sollen vollendet sein in der Einheit“ (Jn.11,22-23). Er belehrt nicht mehr, er erwähnt nur noch. Er setzt dabei die Erklärung voraus, die er dem Philippus gegeben hat. Es geht ihm dabei nicht um die These; vielmehr nur darum, um in seinem Rechenschaftsbericht in Gebetsform das letzte Ziel seines Auftrages zu nennen; - zu sagen, warum er gekommen ist. Nur um das Geheimnis jener Lebensgemeinschaft mitzuteilen, deren letzte Aussage die ist: Ich und der Vater sind eins. Nur um darüber zu reden, was er durch sein Lebenswerk in diese Welt der Schöpfung einpflanzen und auch weiterführen will. Um über die umfassende Vater-Sohn und Sohn-Vater-Beziehung, sowie über das große Mysterium der „Zwei sind eins“ zu sprechen.

Es ist jenes letzte Geheimnis, das die Deckung der Linien und Punkte erklärt, aber auch das Ineinandersein. Aufgrund dieses Geheimnisses ist zu erkennen, warum es keine zwei Beziehungen gibt; eine zwischen dem MENSCHEN und dem VATER und eine zwischen dem MENSCHEN und dem SOHN. Aufgrund dessen ist auch einzusehen, warum es ein gemeinsames Besitzen gibt; aber auch, warum es das untrennbare Zusammen- und Ineinandersein gibt. Von daher ist auch einzusehen, warum das „Zwei“ durch das „Eins“ ersetzt wird.

Doch ist dieses letzte Geheimnis nicht auch die letzte Erklärung. Es ist sie nicht, weil noch die Frage zu beantworten ist, wie das „Eins“ an die Stelle des „Zwei“ kommt. *Wie und warum ist eins der, der zwei ist?* Dies zu erklären vermag nur das Urfaktum, die Liebe. Die zeitinternen Analogien (wie z.B. das Einswerden in der Ehe) können in uns die letzte Erklärung vorbereiten, da auch bei unseren Erfahrungen in der Zeitlichkeit die Liebe die ist, die das Alleinsein nicht kennt, sondern nur das Miteinander. Für die Liebe ist es unmöglich, den anderen zu verlassen. Die Liebe ist es, die das „Mein“ und „Dein“ nicht kennt, sondern nur das „Unser“. Die Liebe ist es, die nur das gegenseitige Ineinander kennt. *Die Liebe ist es, die ZWEI zu EINS macht.*

In der zeitlosen göttlichen Welt tut sie es anders und vollkommener, als in der Zeitlichkeit. Auch die **zeitinternen Analogien** des zeitlosen Urfaktums kommen dem Geheimnis des Urfaktums nahe. Dies ist so, da auch die Welt der Zeitlichkeit das Geheimnis der „zwei sind eins“ kennt. Auch hier weiß man, dass dort, wo es die Liebe gibt, zwei sein müssen. Auch hier weiß man, dass die Liebe fähig ist, aus zwei eins werden zu lassen.

## **7. DIE BEZIEHUNGEN DES GEISTES**

### **a.- Gott ist Geist und der GEIST ist Gott**

Er lieferte uns eine Beschreibung der Welt, aus der er gekommen ist. Und in dieser Welt ist auch der GEIST zuhause. „Es ist gut für euch, dass ich fortgehe. Denn wenn ich nicht fortgehe, wird der Παράκλητος (παράκαλειν = trösten, ermuntern, bestärken) nicht zu euch kommen“ - sagt der SOHN in seiner Abschiedsrede. Er kehrt zurück zum Vater, und an seiner Stelle kommt ein anderer: der GEIST. Die vier Evangelien sprechen fast sechzig mal von ihm, wenn auch unter verschiedenen Bezeichnungen. Jesus selbst tut es dreißig mal. Elfmal spricht er ganz einfach vom Geist, zehnmal nennt er ihn den heiligen Geist. Viermal bezeichnet er ihn als den Παράκλητος, dreimal als den Geist der Wahrheit. Einmal ist er der „Geist eures Vaters“, einmal der „Geist Gottes“ und einmal der „Geist des Herrn“ (Mt.10,20; 12,28; Lk.4,18). Wer ist nun dieser Geist?

In der Gestalt einer Taube schwebt er über dem Sohn, als dieser aus dem Wasser des Jordan steigt. Der Täufer sah, dass „der Geist Gottes wie eine Taube auf ihn herabkam“ (Mt.3,16), bzw. dass der „Heilige Geist in leiblicher Gestalt wie eine Taube auf ihn herabkam“ (Lk.3,22). Oder wie uns Johannes berichtet: „Ich sah den Geist wie eine Taube vom Himmel hernieder kommen, und er blieb auf ihm ... Auf wen du den Geist hernieder kommen und auf ihm bleiben siehst, der ist es... dieser ist der Sohn Gottes“ (Jn.1,32-34).

Der „Geist Gottes“ war ein beim auserwählten Volk ein geläufiger Ausdruck. Diesen Ausdruck finden wir gleich am Anfang des Schöpfungsberichtes, und er begleitet uns durch die ganze Sammlung dieser heiligen Bücher. Vom Inhalt her hat er bis dahin kaum mehr hergegeben: Wie der Mensch einen Geist hat, so hat auch Gott einen; ja noch mehr - Gott hat nur Geist. Der Geist Gottes war für das auserwählte Volk die direkte Offenbarung, die er ihm zukommen ließ. Jesus erwähnt ihn zum ersten mal im Gespräch mit der Frau von Sichar. Dabei überschreitet er noch nicht den traditionellen Geistbegriff: „Gott ist Geist, und die ihn anbeten, müssen in Geist und Wahrheit anbeten“ (Jn.4,24). Gott ist keine materielle Wirklichkeit, sondern eine geistige. Und wenn er Geist ist, so ist er selbstverständlich nicht an einen Ort gebunden. Man kann sich Gott, als einer geistigen Wirklichkeit, nicht schon dadurch nähern, dass man sich an einen bestimmten Ort begibt.

Die Taufberichte der Evangelien gehen in ihrer Beschreibung über das hinaus, was man sich im Alten Bund unter dem Geist Gottes vorstellte. Hier lässt sich der Geist auf den Sohn herab, und die Anwesenheit in der Gestalt einer Taube während die Stimme zu hören ist, lässt eine Dreifaltigkeit innerhalb Gottes gegenwärtig werden, die genauso neu und traditionslos ist, wie die Zweiheit. Das, was Jesus der Frau aus Samarien sagt, ist eine Antwort darauf, was Gott ist: ein Geist. Das logische Subjekt unserer gegenwärtigen Nummer dagegen ist nicht Gott, sondern der GEIST, und dazu suchen wir die logische Aussage. Demnach fragen wir, wer dieser GEIST ist? Kann das logische Subjekt und die logische Aussage gegenseitig ausgetauscht werden? Kann aufgrund der oben genannten Aussage Jesu das Prädikat zum Subjekt gemacht werden? Kann gesagt werden, dass Gott ein „Geist = Gott“ ist? In der für uns erfahrbaren Welt ist eine solche Umkehrung nicht möglich. Der Apfelbaum ist eine lebendige Materie. Diese Behauptung gilt nicht unbedingt auch umgekehrt, denn eine lebendige Materie muss nicht unbedingt ein Apfelbaum sein, z.B. kann sie auch ein Birnbaum sein.

Im Falle Gottes steht die Sache etwas anders. Der Apfelbaum erfährt in der Zeit Veränderungen. Irgendwann hört er auf, lebendige Materie zu sein; daraus wird eine organische, ja sogar eine anorganische Materie, die dann doch auch wieder zur lebendigen werden kann. Gott jedoch kennt weder die Zeit, noch die Veränderung; er ist zeitlos das, was er ist. Seine Eigenschaften sind unveränderliche und zeitlose Eigenschaften. Die Beziehung zwischen Gott und seinen Eigenschaften ist eine viel engere, als dies der Fall bei den materiellen Individuen ist. Vom Apfelbaum kann ich nicht sagen, dass er die lebendige Materie schlechthin ist. Von Gott aber muss ich sagen, dass er der GEIST ist. Und das gleiche ist auch zu sagen von den übrigen Eigenschaften: er ist die Güte, die Wahrheit, die Heiligkeit, das Leben, usw. schlechthin. Warum? Weil diese unabänderliche Attribute der göttlichen Existenz sind. Auch von einem Menschen, der durchweg ehrlich ist, pflegen wir zu sagen, er wäre die Ehrlichkeit selber. Dies kann als Analogie betrachtet werden.

Infolgedessen hat Jesus nicht nur gesagt, dass Gott das Leben bedeutet, sondern auch, dass er das Leben schlechthin ist. Er wandelte die logische Aussage zum Subjekt um: Ich bin das LEBEN. Wenn also Gott Geist ist, so können wir sagen, dass Gott der GEIST schlechthin ist. Auch wenn der SOHN es nicht ausdrücklich gesagt hat, noch sagen konnte, und ebenso auch der VATER nicht, - so kann Gott es sagen: Ich bin der GEIST. Und somit hat die Umkehrung der Frage von vorhin ihre Gültigkeit: GEIST = GOTT.

In der Lehre Jesu ist der GEIST mehr als bloß eine göttliche Eigenschaft: der GEIST wird ebenso wie der Vater und der Sohn als Gott beschrieben. Auch er erhält das Prädikat Gottes, das zu den Grundprädikaten im Bund gehört: der GEIST ist heilig. Jesus spricht sehr häufig vom Heiligen Geist (Mt.12,32; 28,19; Mk.3,29; 13,11; Lk.10,21; 11,13; 12,10,12; Jn.14,26; 20,22). Wie der VATER, so ist auch der GEIST nicht inkarniert. In der Zeit ist der Vater nur als Stimme in Erscheinung getreten, und der GEIST nur in der Gestalt einer Taube oder eines Feuersturms. Doch aus dem, als was Jesus den Geist bezeichnet, geht klar hervor, dass dieser der Dritte in der Gemeinschaft Gottes ist, neben dem Vater und dem Sohn. Der GEIST - ist Gott, der Herr, der Geist des himmlischen Vaters.

Doch ist er nicht nur der Geist Gottes im allgemeinen, oder im besonderen der Geist des Vaters. Er ist auch der Geist des Sohnes. Nach seiner Auferstehung haucht Jesus seine Jünger an und bietet ihnen dabei den Heiligen Geist als seinen eigenen Geist an, und überträgt ihnen dadurch seine Vollmacht, Sünden zu vergeben, eine Vollmacht, die die Macht Gottes voraussetzt (Jn.20,22). Den Geist der Wahrheit nennt ihn der, der von sich sagte, er sei die Wahrheit (Jn.14,17; 15,26; 16,13; 14,6). Er nennt ihn den Παρακλητος (=Sachverwalter, Tröster, Helfer). Diesen sendet Jesus zu den Seinen, damit dieser das weiterführe, was er bisher selbst getan hat; damit dieser den Seinen das sei, was er ihnen bis dahin war (Jn.14,10,26; 15,26; 16,7). - Und dann spricht er noch so manches mal nur einfach vom „Geist“ (Mt.12,31; 22,43; Mk.12,36; Lk.9,55; Jn.3,5-6,8; 4,23-24; 6,63).

Der Geist Gottes, der Geist des Vaters, der Geist des Sohnes - ist der GEIST. Er ist der Geist jener Wahrheit, die der Sohn ist; und er ist - wie der Sohn - der Παρακλητος. Nach einer solchen Vorbereitung, stehen in der Taufformel, durch die in das Reich Gottes aufgenommen werden soll, und die nur wenige Augenblicke vor der Himmelfahrt erklingt, „der Vater, der Sohn und der Heilige Geist“ nebeneinander. Im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes sollen die Seinen der ganzen Menschheit das verkünden, was der Sohn sie gelehrt hat (Mt.28,19-20).

Wir müssen - mit Hilfe der Lehre Jesu - untersuchen, in welchem Verhältnis innerhalb der Gemeinschaft Gottes der Erste und der Zweite zum Dritten steht, bzw. wie der Dritte zum Ersten und zum Zweiten steht.

### **b.- Vom Vater zum Geist**

„Παρα του Πατρος εκπορευεται“ (Jn.15,26): der GEIST geht vom Vater aus, geht aus ihm hervor, stammt von ihm. Im Leben Gottes hat der Vater sowohl dem Sohn, als auch dem Geist gegenüber den Vorrang. Das Bild, in dem der Geist in der Gestalt der Taube von dort kommt, von wo auch die Stimme des Vaters zu hören ist, - vermittelt den Eindruck, dass der GEIST tatsächlich vom Vater kommt, aus ihm hervorgeht, ihm entstammt und sich auf den Sohn herab lässt. Der Täufer, der diese Erscheinung wahrnimmt, beneidet Jesus nicht seiner Erfolge wegen. Für ihn sind diese nur natürlich, da „der, der von Gott gesandt wurde, die Worte Gottes verkündet; er gibt den Geist unbegrenzt“ (Jn.3,34). Matthäus wendet die Worte, die Jesaja im Namen Gottes gesagt hat, auf den Sohn an: „Seht, das ist mein Knecht, den ich erwählt habe, mein Geliebter, an dem ich Gefallen gefunden habe. Ich will meinen Geist auf ihn legen ...“ (Mt.12,18). Zu den Gaben, die der Vater dem Sohn gibt, gehört auch der GEIST. Die Summe aller Gaben, die den Sohn erreichen - ist der GEIST, denn der Geist Gottes, der Geist des Vaters, muss all das besitzen und beinhalten, was der Vater besitzt.

Anhand der Lehre Jesu ist der GEIST, als Bezugsinhalt des Vaters zu den Menschen, reichlich dokumentierbar. Wenn es um die Erhörung des Gebetes geht, vergleicht er den VATER mit einem Vater, der die Bitten seiner Kinder erfüllt. Der Unterbau dieses Gleichnisses ist das „Geben“. Als Objekt des Gebens des Vaters stellt Jesus den GEIST heraus: „... wie viel mehr wird der Vater im Himmel den Heiligen Geist denen geben, die ihn bitten“ (Lk.11,13). In der Beziehung Vater - Mensch spielt der GEIST immer wieder die Rolle des dritten Punktes, die Rolle als Sendung, als Gabe. „Der Beistand aber, der Heilige Geist, den der Vater in meinem Namen senden wird, der wird euch alles lehren ... Und ich werde den Vater bitten, und er wird euch einen anderen Beistand geben ... Wenn aber der Beistand kommt, den ich euch vom Vater aus senden werde...“ (Jn.14,26,16; 15,26). Der Heilige Geist ist demnach die Gabe des Vaters an den MENSCHEN. Davon ist auch die Rede bei dem, was Lukas Jesus vor seiner Himmelfahrt in den Mund legt: „...wartet auf die Verheißung des Vaters...“ (Apg.1,4). Bei dieser „Verheißung“ geht es wiederum um einen Bezugsinhalt: um ein verheißenes Geschenk, um eine Gabe - um den GEIST.

*Handelt es sich beim GEIST ausschließlich um einen Bezugsinhalt?* Nein! In der Abschiedsrede hören wir über ihn: „Er wird nicht aus sich selbst herausreden, sondern er wird sagen, was er hört

... er wird von dem, was mein ist, nehmen und es euch verkünden. Alles was der Vater hat, ist mein; darum habe ich gesagt: Er nimmt von dem, was mein ist, und wird es euch verkünden“ (Jn.16,13-15). Nach dem, was Jesus hier sagt, hat der GEIST etwas vom SOHN und vom VATER gehört; der GEIST hat etwas vom SOHN und vom VATER bekommen. Die Lehre ist es, die er gehört und bekommen hat. Bei dieser Beziehung, die vom Vater, bzw. vom Sohn ausgeht, nimmt der Geist in diesem Fall die Rolle des zweiten Bezugspunktes ein. Es ist der Vater, bzw. der Sohn, der den Geist unterweist; es ist der Vater, bzw. der Sohn, der dem Geist die Lehre überträgt.

Doch scheint es auch beweisbar zu sein, dass nicht nur diese Schlussfolgerung gezogen werden kann. Einerseits taucht nämlich bei der Beschreibung der Geist-Mensch-Beziehung dieses Hören und Bekommen auf, um zu erklären, von wo diese Gabe herkommt, die der Geist dem Menschen gibt. Andererseits aber, wenn der Geist der Bezugsinhalt der Beziehung ist, die vom Vater ausgeht und auf den Sohn ausgerichtet ist, und dieser Inhalt all das beinhaltet, was der Vater besitzt, - dann erfährt der Geist vom Inhalt jener Gaben, die den Menschen zukommen, dadurch, dass er als dritter Bezugspunkt der Vater-Sohn-Beziehung auch jene Lehre besitzt und beinhaltet, die dem Sohn gegeben wurde, und über die der Geist, als die Gabe schlechthin, von vornherein besitzt. Letztendlich müssen wir dies feststellen: Der GEIST ist nichts anderes, als die Gabe des VATERS an den SOHN; die Gabe, die die Fülle der nicht auf- noch teilbaren göttlichen Inhalte in sich birgt.

### c.- Vom Sohn zum Geist

Nach dem Bericht der Evangelisten „blieb der Geist“ auf dem Sohn, der sich ins Wasser des Jordan eintauchen ließ (Mk.1,10; Jn.1,32). Auch Jesus behauptet dies von sich selbst in der Synagoge von Nazareth: „Der Geist des Herrn ist auf mir...“ (Lk.4,18). Dieses „blieb auf ihm“ deckt sich mit dem, was wir vorhin als Ergebnis festgestellt haben: Jesus hat den Geist vom Vater erhalten. Doch ist er nicht nur „auf ihm“, er ist auch „in ihm“. Daher kann Lukas sagen, Jesus sei „voll des Heiligen Geistes“, und würde „vom Heiligen Geist umhergeführt werden“, bzw. in die Wüste, oder nach Galiläa (Lk.4,1.14). Das, was der Täufer sagt, er würde nur mit Wasser taufen, der aber, der nach ihm kommt, würde sie mit Heiligem Geist taufen (Mk.1,8; Mt.3,11; Lk.3,16; Jn.1,33), wiederholt Jesus vor seiner Himmelfahrt: „Johannes taufte mit Wasser, ihr aber werdet getauft werden mit Heiligem Geist...“ (Apg.1,5). Als Petrus der Vorwurf gemacht wird, Kornelius, den Heiden, getauft zu haben, erinnert er an dieses Wort Jesu, und weist darauf hin, dass dieser den Heiligen Geist empfangen hätte (Apg.11,16; 10,47). Wenn also Jesus, der den Geist besitzt, jemand mit dem Geist tauft, so empfängt dieser den Geist. Er empfängt ihn, weil Jesus ihm durch das Eintauchen seinen Geist gibt. Wenn der den Geist innehabende Jesus mit Hilfe des Geistes Gottes Dämonen austreibt (Mt.12,28), so schenkt er durch den GEIST die Gesundheit an Leib und Seele derart, dass er dem geheilten Menschen seinen Geist mitgibt. Und wenn er sich gegen jene, die seiner Rede in der Synagoge von Kafarnaum wegen Anstoß genommen haben, dadurch verteidigt, dass er sich auf den GEIST beruft, und an sie diese Worte richtet: „Die Worte, die ich zu euch gesprochen habe, sind Geist und Leben“ (Jn.6,63), so bietet er auch diesen seinen Geist an. Und als Jesus bei der Rückkehr der Zweiundsiebzig „im Heiligen Geist frohlockt“ und den Vater preist (Lk.10,21), strömt sein Geist durch das Preisgebet zurück zum Vater, d.h. er bietet dem Vater seinen Geist an. Sowohl durch das, was den Evangelisten bewusst war, als auch durch das, was Jesus sagte, ist klar zu erkennen, dass der Geist im Sohn ist. Es stellt sich lediglich diese Frage: Welche Beziehung hat der Sohn zu dem Geist, der in ihm ist?

Wie verhält sich der Sohn zu dem Geist, der - als der Geist des Vaters aus dem Vater hervorgeht und den Sohn erreicht - auch der Geist des Sohnes ist? Wenn er aber nun auch der Geist des Sohnes ist, dann muss auch beim Sohn gelten, was wir beim Vater festgestellt haben. Auch in den Beziehungen des Sohnes kann der Geist nur der dritte Punkt der Beziehung, nur der Bezugsinhalt sein. Betrachten wir diesen Bezugsinhalt der Beziehungen des Sohnes zum Vater etwas näher. Wenn der Sohn den Vater lobpreist, dann entspringt dem Frohlocken der Bezugsinhalt des Preisens, dem Frohlocken, das der Sohn in seinem Geist empfindet. Dieses Lobpreisen, das den Vater vom Sohn erreicht, stellt das Frohlocken im Geiste dar. Dieses Ergebnis können wir auch verallgemeinern. Wir können dies, da - wie wir schon gesehen haben - jedes einzelne Moment, der Höhepunkt und die Summe der Erfüllung des Auftrages Jesu eine Beziehung des erwidernenden Liebens des Vaters ist. Durch die oben erwähnten Stellen erfahren wir, dass er seinen Auftrag im Geiste, kraft des Geistes, durch die Worte des Geistes, ja, geleitet durch den Geist, erfüllte. Wenn er den Vater, gleichsam als Antwort, liebt, so ist - in jedem einzelnen Beziehungsinhalt - auch der Geist dabei. Der Sohn ist es, der das tut, was er tut, doch immer

kraft seines Geistes. Die verschiedenen Äußerungen seines Geistes stellen die einzelnen Momente des Erfüllens seines Auftrages dar. Kraft seines eigenen Geistes erwidert er die Liebe des Vaters.

Noch offensichtlicher tritt dies in den Äußerungen über die Sohn-Mensch-Beziehungen hervor. Als seinen eigenen Geist sendet Jesus seinen Jüngern den Geist, den er vom Vater bekommen hat: „Wenn ich aber fortgehe, werde ich ihn zu euch senden“ (Jn.16,7). Da es der Sohn ist, der den Vater bittet, er möge den Seinen, die er verlassen muss, an seiner stelle einen anderen Παρακλητος geben, ist es zu verstehen, dass der Vater diesen im Namen des Sohnes, im Hinblick auf den Sohn, weil der Sohn ihn darum bittet, senden wird: „Der Παρακλητος aber, den der Vater in meinem Namen senden wird, der wird euch alles lehren ...“ (Jn.14,26). Dass die Sendung im Namen des Sohnes geschieht, deckt sich mit der Aussage, dass der Sohn diese Sendung veranlasst. Eine dritte Äußerung stellt noch klarer heraus, dass diese Sendung, die vom Vater ausgeht, durch den Sohn geschieht: „Wenn aber der Παρακλητος kommt, den ich euch vom Vater aussenden werde ...“ (Jn.15,26). Auch diesmal ist der GEIST der dritte Punkt der Beziehung: er ist die Gabe. Ebenso, wie dies in den Vater-Mensch-Beziehungen der Fall war. Auch die Tatsache, dass der GEIST die Lehre vom Sohn erhält, lässt ihn noch nicht zum zweiten Punkt der Beziehung werden, so wie wir dies schon bei den Beziehungen des Vaters gesehen haben. Jesus sendet uns seinen Geist, und daher versteht es sich von selbst, dass dieser weiß, was der Sohn, bzw. dessen Geist hat und weiß.

Die Sohn-Geist-Beziehung ist demnach die gleiche, wie die Vater-Geist-Beziehung. Die Grundlage dieser Konvenienz besteht darin, dass der Geist beider Erstbezugspunkten – der GEIST ist. Der GEIST kommt vom Vater und erreicht den Sohn. Dank seines Geistes – strömt in den Beziehungen des Sohnes, die auf den Vater ausgerichtet sind, dieser GEIST zurück zum Vater. Er strömt als Inhalt der Liebesbeziehung des zeitlosen und gegenseitigen Liebens zwischen Vater und Sohn vom Vater zum Sohn und vom Sohn zum Vater. Der GEIST kommt vom Vater und will den Sohn erreichen; hat er dann den Sohn erreicht, geht er von diesem wieder aus, und will den Vater erreichen. So gesehen, ist in der zeitlosen Welt Gottes das „Filioque“ eine nicht anzuzweifelnde Tatsache. Betrachten wir die Stellen, die uns die Ankunft des Geistes beschreiben, so bleibt kein Zweifel darüber, dass uns der GEIST vom Vater und vom Sohn kommend erreicht. Wenn das, was der Vater tut, auch der Sohn tut (Nr.6b), dann muss auch der Geist des Sohnes in uns das bewirken, was der Geist des Vaters in uns bewirkt. Aus der Aktionseinheit des Vaters und des Sohnes folgt die Aktionseinheit des GEISTES beider.

Dadurch, dass wir all das erkennen, geht uns ein weiteres Licht auf, das das Geheimnis des „zwei sind eins“ weitergehend beleuchtet. Die Vater-Geist-Beziehung und die Sohn-Geist-Beziehung rufen einander sich deckende Linien, Strömungen hervor. Die (sich einander deckenden) Linien des Vaters und des Sohnes, die den Menschen erreichen, kommen durch das Strömen des Geistes beider zustande.

All das bringt auch Licht in jene Erkenntnis, dass - da dieser Dritte nichts weiter als der Geist des Ersten und des Zweiten ist - diese Drei nicht nur drei sind, sondern auch einer. Es beleuchtet aber auch, dass obwohl der GEIST der Geist des Ersten und des Zweiten ist, Gott trotzdem nicht vier ist. Er kann nicht vier sein, da die Zwei, deren Geist er ist - auch Einer sind. Der Geist des Vaters und der Geist des Sohnes erscheint in den Offenbarungen Jesu als - der einzige Heilige Geist.

#### **d.- Vom GEIST zum Vater**

Jesus hat nie davon gesprochen, dass der GEIST (als Folge seines Kommens vom Vater - und unabhängig davon, ob er den Sohn oder den Menschen erreicht) jemals so etwas wie eine Annahmehemlichkeit, bzw. das Gegenteil davon, ein Zögern und Ringen an den Tag gelegt hätte. Bei ihm selbst hat es dies gegeben, - dies ist reichlich dokumentiert. Dies ist daher zu verstehen, dass der GEIST nicht Mensch geworden ist, und somit auch nicht diese Natur erlebte. Er besitzt nur eine göttliche Natur, und weil er nur eine einzige Natur hat, geht auch sein Streben nur in eine einzige Richtung: in die Richtung, die von dieser göttlichen Natur bestimmt ist. Daraus folgt, dass es zwischen dem Wollen des Vaters und dem Wollen des Geistes keinerlei Spannung gegeben hat. Nimmt das Wollen des Geistes bei seinem Wirken eine Richtung ein, so deckt sich dieses Wollen mit dem Wollen des Vaters und dessen Richtung. In dieser Weise wirkt der Geist auch bei der Vorbereitung des Kommens des Sohnes. Wenn David in seinem Psalm vom Vater und vom Sohn singt, und dabei die Worte prägt: „Es sprach der Herr zu meinem Herrn...“ - so tut er dies im Heiligen Geist (Mk.12,36, Mt.22,43-44). „Erfüllt vom Heiligen Geist“ spricht Zacharias davon, dass sein Sohn dem Messias den Weg bereiten wird. Noch im

Schoße seiner Mutter wird der Täufer vom Heiligen Geist erfüllt. Und als Maria ihren Gruß an diese Familie richtet, und Elisabeth vom Heiligen Geist erfüllt wird, kommt auch der Dritte dieser Familie in Bewegung (Lk.1,67.15.41). Gabriel teilt der Jungfrau mit, dass der GEIST und der Vater zusammenwirkt: „Der Heilige Geist wird über dich kommen...“. Matthäus weiß zu berichten, dass diese Ankündigung zur Wirklichkeit wurde: „...es fand sich, dass Maria, noch ehe sie (Maria und Joseph) zusammenkamen, vom Heiligen Geist empfangen hatte“ (Lk.1,35; Mt.1,18). Und Joseph erfährt das gleiche vom Engel Gottes: „... denn was gezeugt ist in ihr, stammt vom Heiligen Geist“ (Mt.1,20). Auch auf dem alten Simeon „war der Heilige Geist“. Auf „Eingebung des Geistes“ geht er in den Tempel genau zu dem Zeitpunkt, als der Sohn dort dargebracht wird. „Ihm war vom Heiligen Geist offenbart worden, er werde den Tod nicht schauen, bevor er den Messias des Herrn gesehen habe“ (Lk.2,25.27.26).

Der GEIST ist also überall dort, wo Gott wirkt. Nach dem Weggang des Sohnes kommt er im Zeichen „des Brausens von einem daher fahrenden gewaltigen Sturm“ (Apg.2,2). Als Jesus zu Nikodemus vom GEIST spricht, erwähnt er das Wirken des Windes (für den das Griechische dieselbe Bezeichnung hat: „πνευμα“), um die Wirkungsweise des zeitlosen Geistes zu beleuchten. So wie der Wind weht, so wirkt auch der Geist. Wie der Wind dort weht, wo er will, so ist auch der Geist dort wirksam, wo er will. Da er aber der Geist Gottes ist, ist er in völliger Eintracht mit dem Willen Gottes. So wie wir nur das Brausen des Windes wahrnehmen, nicht aber auch wissen, woher er kommt und wohin er geht, - so stellen wir auch beim GEIST nur fest, dass er wirkt; es entzieht sich aber unserer Erfahrung, aus welcher und in welche Richtung er wirkt. Der GEIST, aus dem der Mensch wiedergeboren werden muss, erreicht den Menschen als der Hauch, die Strömung Gottes. Der GEIST bewirkt im Menschen eine Wiedergeburt, die ihn befähigt, in das Reich Gottes einzugehen und es zu erkennen, jenes Reich, das zu verkünden der Vater den Sohn gesendet hat. (Jn.3,3-9). Dieser Geist, der den Menschen von oben her wiedergeboren werden lässt, wirkt mit, den Willen des Vaters zu erfüllen. Von denen, die diesen Geist empfangen werden, - der befähigt zum LEBEN einzugehen - sagt Jesus, dass aus ihnen „Ströme lebendigen Wassers“ entspringen werden, im Gegensatz zum „toten“ Wasser in den Zisternen bei Jerusalem (Jn.7,38-39).

Auch wenn Jesus von der Beziehung des GEISTES zum Vater sehr wenig spricht, kommt das, was wir eben festgestellt haben, durch seine Äußerungen doch zum Ausdruck. Ausdrücklich behauptet er, dass der GEIST nicht von sich aus sprechen wird, sondern alles, was er lehrt, die Lehre des Vaters sein wird (Jn.16,13-15). Als er zu seinen Jüngern von den kommenden Verfolgungen spricht, versucht er ihnen die Furcht vor den Qualen des richterlichen Verhörs zu nehmen: „Es wird euch in jener Stunde gegeben werden, was ihr zu sagen habt. Denn nicht ihr seid es, die reden, sondern der Geist eures Vaters ist es, der in euch redet“ (Mt.10,19b-20). Es ist offensichtlich, dass der Geist, der die Lehre des Vaters verkündet, den Jüngern in solchen Stunden ebenfalls die Worte des Vaters in den Mund legen wird. Die Beziehung des GEISTES zum Vater ist also diese: Als der Geist des Vaters, lässt er sich dort nieder, braust und strömt dorthin, wo und wohin der Vater es will. Auf die er sich herablässt, die durch ihn von oben her wiedergeboren werden, in denen wirkt der Geist des Vaters nach dem Willen des Vaters; durch diese spricht der Geist die Worte des Vaters; durch sie tut er die Werke des Vaters. Der Geist richtet sich also immer nach dem Vater. Außer der Tatsache der Nicht-Inkarnation hat dieses problemlose und einmütige Sich-ausrichten noch einen weiteren Grund: der GEIST ist im Vater, und daher ist es nicht möglich, dass seine Manifestationen nicht die Manifestationen des Vaters seien. Dies ist aber auch umgekehrt der Fall: auch der Vater richtet sich nach seinem Geist, denn es gibt keinen Grund, warum er dies nicht tun sollte.

#### **e.- Vom GEIST zum Sohn**

Vom inkarnierten SOHN wissen wir konkret, dass er sich bei bestimmten Gelegenheiten vom GEIST leiten lässt; dies fing damit an, dass der Geist ihn in die Wüste führte, bzw. trieb. Doch ist es auch nicht selten, dass der GEIST sich am SOHN ausrichtet. Der GEIST schmiegt sich nämlich genauso an den Willen des Sohnes, wie er sich an den Willen des Vaters schmiegt. Er ist dem Sohn genauso gehorsam, wie der Sohn dem Vater. Auf das Geben des Sohnes reagiert er mit dem Annehmen, und auf das Senden antwortet er mit dem Ausführen. Bei diesen Antworten gibt es aber keine „Stunde-auf-Gehsemani“ und kein Ringen nach dem Warum. Warum das so ist, haben wir schon gesehen, als wir die Beziehungen des Geistes zum Vater unter Augenschein nahmen. Da er keinen menschlichen Leib annahm, konnte ihn die menschliche Natur auch nicht dazu in Versuchung bringen, in die Versuchung, sich der göttlichen Natur entgegenzustellen. Viel wichtiger dabei ist aber, dass - auch in der

Beziehung zum Sohn - der GEIST der Geist des Sohnes ist, und infolgedessen jede Ungehorsamkeit sich als Widerspruch in sich erweisen müsste. Dadurch erweist sich die Herausstellung des Gehorsams als überflüssig. In den Worten Jesu ist das Einschmiegen des GEISTES in das Wollen und die Absichten des SOHNES reichlich dokumentiert.

Der, der sich selbst als die Wahrheit bezeichnet, nennt ihn dreimal den Geist der Wahrheit. Der Sohn ist es, der ihn sendet; an Pfingsten ist dies zur Wirklichkeit geworden. Der Sohn ist es, der dem Geist seine Lehre übergibt, und was der Geist verkündet, ist nicht seine eigene Lehre; er verkündet das, was er hört: „Er wird von dem, was mein ist, nehmen und es euch verkünden“ (Jn.16,14). Die Jünger des Sohnes brauchen sich nicht darum zu kümmern, was sie sagen sollen, wenn sie vor den mächtigen dieser Welt stehen: „Denn der Heilige Geist wird euch in der gleichen Stunde eingeben, was ihr sagen müsst“ (Lk.12,12). Er wird sie in der Lehre des Sohnes unterweisen, - wie dies Jesus beim Letzten Abendmahl gesagt hat: „Der παρακλητος aber ... wird euch alles lehren und euch an alles erinnern, was ich euch gesagt habe ... euch verkünden, was kommen wird ... euch in die ganze Wahrheit führen“ (Jn.14,26; 16,13). Dieser παρακλητος, der den Jüngern, - werden sie angeklagt - eingibt, was sie zu sagen haben, ist zweifelsohne der Beistand, der Anwalt. Geht es darum, für den Sohn ein zu stehen, so gibt es keinen Zweifel darüber, dass er dabei hilft. Der „Tröster“ ist er insofern, dass er denen, denen er „beisteht“, Vertrauen einflößt, und sie dadurch wieder gefestigt werden. Da dies aber eher einen passiven Charakter hat, entspricht es nicht ganz dem, was das Ziel Jesu in den drei Jahren war. Der GEIST steht mehr im Dienste des dynamischen Zieles Jesu.

Diesen Dienst erfüllt er aber nicht durch irgendeine Inkarnation. Er wird für alle Zeiten ohne eine solche bei den Jüngern bleiben: „... er wird euch einen anderen παρακλητος geben, der für immer bei euch bleiben soll“ (Jn.14,16). Dies geschieht durch die Wiedergeburt aus dem Geist; der GEIST wird demnach nicht außerhalb der Jünger sein. Er wird also nicht in der Weise mit ihnen sein, wie es der Sohn war; - der sowohl in als auch neben ihnen, sozusagen sichtbar, bei ihnen war. Weil dies so ist, fährt Jesus so fort: „...weil er bei euch bleibt und in euch sein wird“ (Jn.14,17). Dieses „Bleiben-in-uns“ ist durch die Neugeburt durch den GEIST möglich. Weil es diese innige Vereinigung des GEISTES mit den Jüngern gibt, konnte Jesus so formulieren: „... macht euch nicht im voraus Sorgen, was ihr sagen sollt; sondern was euch in jener Stunde eingegeben wird, das sagt! Denn nicht ihr werdet dann reden, sondern der Heilige Geist“ (Mk.13,11). Das Wirken des Heiligen Geistes besteht nicht nur darin, zu lehren, sondern auch darin, die Kraft zu geben. Die Kraft wozu? Den Jüngern die Kraft dazu, für den Sohn Zeugnis zu geben: „Bleibt in der Stadt, bis ihr mit der Kraft aus der Höhe erfüllt werdet ... ihr werdet die Kraft des Heiligen Geistes empfangen, der auf euch herabkommen wird, und ihr werdet meine Zeugen sein...“ (Lk.24,49; Apg.1,8). So wie die Geist-Mensch-Beziehung hier beschrieben ist, ist klar zu erkennen, dass sie in ihrer Gesamtheit auch eine Geist-Sohn-Beziehung ist. So wie der Sohn auf die Liebe des Vaters dadurch antwortet, dass er uns liebt, so lehrt uns der GEIST, indem er sich den Absichten des Sohnes völlig anschmiegt. Der GEIST gelangt vom Sohn zum Menschen als der Beziehungsinhalt, und fruchtbar geworden durch den GEIST, antwortet der Mensch in Liebe dem Sohn durch denselben GEIST. So wie er innerhalb der Heiligen Dreifaltigkeit der Geist der Antwort-Liebe des Sohnes dem Vater gegenüber ist, so ist er auch der Geist der Antwort-Liebe des Menschen dem Sohn gegenüber; und wieder ist er nur der dritte Punkt der Beziehung.

„Die Welt kann ihn nicht empfangen, weil sie ihn nicht sieht und nicht kennt. Ihr aber kennt ihn, weil er bei euch bleibt und in euch sein wird“ (Jn.14,17). Die Jünger erkennen den GEIST, weil sie durch ihn wiedergeboren sind; die „Welt“ erkennt ihn nicht, weil sie nicht wiedergeboren ist durch ihn. Der GEIST spricht nicht durch die „Welt“. Im Gegenteil: die „Welt“ spricht gegen den heiligen Geist, weil sie ihn nicht als etwas Ehrenwertes betrachtet. „Jedem, der etwas gegen den Menschensohn sagt, wird vergeben werden; wer aber den Heiligen Geist lästert, dem wird nicht vergeben“ (Lk.12,10). Gegen den Sohn kann gesprochen werden, nicht aber gegen den Geist des Sohnes! Warum? Weil der GEIST der Geist der Wahrheit ist. Wer nur im Irrtum ist, der gehört noch nicht zur „Welt“. Die „Welt“ ist nicht im Irrtum: der Satan wusste ganz genau, wer da in der Wüste fastet und betet; ebenso wussten auch seine Söhne, wer sie da aus Galiläa vertreibt. Auch die Schriftgelehrten können bei ihrer Beelzebul-Anschuldigung nicht im Irrtum gewesen sein. Sie haben sich der „Welt“ verpflichtet. Sie haben sich nicht geirrt, sondern gelogen. Und diese Lüge ist es, die gegen den GEIST, gegen den Geist der Wahrheit gerichtet ist. Nicht nur bei Johannes ist der Heilige Geist der Geist der Wahrheit. Durch die oben zitierte Äußerung des Sohnes, will dieser nicht zwischen dem Verhalten des Menschen dem Sohn oder dem GEIST gegenüber differenzieren, sondern nur zwischen der irrenden und der lügenden



Haltung. Hinter dieser Differenzierung, die unbedingt zur Kenntnis genommen werden muss, steht diese These: Die Lüge ist das, was gegen den GEIST ist. Selbstverständlich ist sie auch gegen den gerichtet, der der Träger des GEISTES ist; sie ist auch gegen den Sohn gerichtet, sehen wir es nur objektiv. Die eben genannte Differenzierung Jesu hilft uns, zwischen dem gutgläubigen Irrtum und der Lüge zu unterscheiden. Aus subjektiven Gründen können wir den menschengewordenen Sohn gerechtfertigt ablehnen, nicht aber den Geist der Wahrheit, weil dieser in uns lebt. (Nr.73b, 100d)

Die Lehre Jesu beinhaltet darüber hinaus noch weiteren Stoff betreffend das Wirken des Geistes im Dienste des Sohnes. Die Bewohner Jerusalems hassien ihn ohne Grund; doch der GEIST legt Zeugnis für ihn ab. Das auserwählte Volk hat sich gegen den Sohn zusammengetan; doch der GEIST wird ihn verherrlichen (Jn.15,26; 16,14). Dieses Eintreten des GEISTES für Jesus wird sich am besten dann zeigen, wenn die feindlich gesinnte „Welt“ die Jünger unter Anklage stellt. Weil das so sein wird, sollen die Jünger sich freuen, dass der Sohn ihren Kreis verlässt. Sie sollen sich freuen, weil der GEIST erfolgreicher sein wird, als es der Sohn war: „Es ist gut für euch, dass ich fortgehe. Denn wenn ich nicht fortgehe, wird der παρακλητος nicht zu euch kommen ... Doch kommt er, so wird er die Welt überführen und aufdecken, was Sünde, Gottgefälligkeit und Gericht ist“ (Jn.16,7-8). Er wird das Gegenteil von dem beweisen, was die Welt behauptet und auch in Zukunft behaupten wird; und dies dreifach. Er wird beweisen, dass es eine Sünde ist, dass sie nicht an den Sohn geglaubt und sich ihm daher auch nicht angeschlossen haben. Er wird beweisen, dass der, den die Welt als Gotteslästerer verurteilt hat, dies nicht ist. Er ist es nicht, weil er zum Vater zurückgekehrt ist. So wie er sich in seinem irdischen Leben verhalten hat, so war es dem Vater gefällig. Er wird beweisen, dass der Fürst dieser Welt, der Satan, der beim Sohn und den Seinen Gewalt anwendet, nicht die wirkliche Macht ist. Er ist nicht die letzte Macht, weil der Sohn, der auf Golgatha das Nicht-widerstehen bis zum Ende geführt hat - ihn besiegt hat, sozusagen den Stab über ihn gebrochen hat (Jn.16,9-11). Dies sind die Thesen der Welt: Jesus ist nicht glaubwürdig; Jesus ist dem Vater nicht wohlgefällig; und letztendlich ist nicht Jesus die letzte Macht, sondern das Prinzip der Gewalt, der Fürst dieser Welt. Der GEIST widerlegt diese Thesen. Er widerlegt sie, indem er im Dienste des Sohnes und dessen Auftrages, im Dienste des Reiches Gottes ist.

Durch das Weggehen des Sohnes kommt dieser Wirkungskreis des GEISTES zu seiner vollen Entfaltung. Obwohl der Täufer den Sohn als den vorstellt, der im Geiste taufen wird, hält sich Jesus, - und beeinflusst von ihm, auch seine Jünger - zurück, das weiterhin zu tun, was sie beim Täufer getan haben (Jn.3,22; 4,1-2). Bei seiner großen Rede in der Synagoge von Kafarnaum spricht er vom GEIST, der im Reich Gottes „lebendig macht“ (Jn.6, 63). Beim Laubhüttenfest nennt er neben dem GEIST und dem LEBEN auch das WASSER, die die Garanten für eine „Wiedergeburt von oben“ sind, einer Geburt zu einem Leben, das nicht biologischen Charakters ist (Jn.3,3-5). Nach der Auferstehung spricht er nicht mehr in der unscharfen „dann“-Form, sondern davon, dass dies sehr bald geschehen wird. Jetzt erteilt er den Auftrag, auch im Heiligen Geist zu taufen (Mk.16,16; Mt.28,19), und beim letzten Abschiednehmen erklärt er auch, warum er bis dahin die Praxis des Täufers unterlassen hat: „Johannes hat mit Wasser getauft, ihr aber werdet schon in wenigen Tagen mit dem Heiligen Geist getauft“ (Apg.1,5). Bei all diesen Stellen tritt der GEIST als dritter Punkt der Beziehung in Erscheinung: er ist der Inhalt der Beziehung des Sohnes zum Menschen, aber auch der der Beziehung des fruchtbar gewordenen und neugeborenen Menschen zum Sohn, sowie der Beziehung zu den übrigen Menschen. Dies ist so, da der GEIST bei seiner Herabkunft nicht selbst Mensch geworden ist; er wirkt lediglich - als Bezugsinhalt der Werke jenes Menschen, der durch ihn wiedergeboren ist - durch den Menschen.

Fassen wir zusammen: Der Vater gibt dem Sohn den GEIST. In diesem GEIST gibt sich der Sohn dem Vater zurück. Wie der Vater, so gibt auch der Sohn uns diesen GEIST. Der GEIST steht in der Zeitlosigkeit im Dienste der Beziehung des Vaters zum Sohn und des Sohnes zum Vater. Er dient aber auch uns bei der Annahme und Ausführung der uns aufgetragenen Sendung. Als Dritter in Gott - ist er bereit, sich mit dem Verhalten des Vaters und des Sohnes zu identifizieren. Der letzte Grund, dass das Verhalten des GEISTES „eins“ ist mit dem des Vaters und des Sohnes, liegt nicht nur darin, dass er der Geist dieser ist. Nicht nur dem Verhalten nach, sondern auch ontologisch sind: drei = eins. Wie das möglich ist? Der durch Jesus gelüftete Schleier macht es uns möglich, hier weiterzuforschen.

## 8. DIE GEMEINSCHAFT GOTTES

### a.- Beziehungspunkte

„Er ist Fleisch geworden und hat unter uns gewohnt“ (Jn.1,14) - berichtet uns der vierte Evangelist. Dieses Annehmen der menschlichen Gestalt machte es möglich, dass er uns den Gott offenbarte, den niemand je gesehen hat. Vor allem hat er seine eigene Seite als Gott gezeigt. Was seine Jünger an ihm erfahren konnten, war nicht bloß ein Schatten, nicht bloß ein Verbergen oder ein Hineinschlüpfen Gottes in die menschliche Gestalt. Wäre das der Fall gewesen, hätte er nicht zu Philippus sagen können, wer ihn sieht, der hat den Vater schon gesehen. Diese menschliche Gestalt musste schon etwas ganz Wesentliches von dem in sich haben, was zum göttlichen Wesen des Vaters gehört, der nie eine Gestalt angenommen hat. Das Neue bestand für das auserwählte Volk zweifellos darin, zu erfahren, dass der, den sie bisher als ausschließlich einen wussten, nicht nur einer ist. Sich selbst als Gott ausweisend - nennt er sich den Sohn. Er hat von Gott gesprochen als von dem, der ihm einzig der Vater ist, der ihn gesandt hat, zu dem er zurückkehrt, und bei dem er zeitlos ist. Er sprach von und mit ihm, so wie die Menschen von und mit den anderen Menschen - die sich einzeln voneinander unterscheiden - reden. Und wie er vom Vater sprach, als von einem, der sich von ihm unterscheidet, so sprach er auch von dem, der gesendet werden kann, der auch kommen wird, und Zeugnis von ihm geben und ihn verherrlichen wird, - vom Hl.Geist. Und diesen GEIST hat er ebenfalls als Gott offenbart. Das Wort „Person“ hat Jesus nie benutzt; weder, wenn er von Menschen, noch wenn er von Gott gesprochen hat. Der glaubende menschliche Verstand, der die Geheimnisse Gottes erforscht und die Mitteilungen der Offenbarung durchsucht, bezeichnet mit diesem Wort das, was es in Gott drei gibt. Doch auch ohne dieses Wort hat er die Pluralität in die Singularität Gottes eingeführt.

Aufgrund der Erklärungen Jesu, - so scheint es - könnten wir das, was in Gott drei ist, als die Bezugspunkte Gottes bezeichnen. Dadurch wollen wir auf keinen Fall jene Geistesebene des Seins unscharf machen, die durch das Wort „Person“ ausgedrückt wird, und gleichzeitig stehen wir auch völlig zu all dem, was wir bisher, mit Hilfe des von Jesus gelieferten Stoffes, über die Drei herausgearbeitet haben. Durch diese Bezeichnung und allem, was diese beinhaltet, suchen wir nach einer geeigneteren Annäherung des Geheimnisses.

Darüber, dass diese drei Bezugspunkte Gottes zeitlos existieren, darüber ließ Jesus keinerlei Zweifel. Den Sohn betreffend, hat er dies auch desöfteren erwähnt. Die Existenz in der Zeitlichkeit des nichtinkarnierten Vaters konnte gar nicht zur Sprache kommen. Ebenso stellen seine Lehren auch die Zeitlosigkeit des GEISTES heraus. Lehrte er doch, dass der GEIST der Geist des Vaters und sein eigener Geist ist - und Gott kann nie ohne seinen Geist sein. Da es im zeitlosen Gott keine Veränderung gibt, kann es im Leben des Vaters und des Sohnes keine Phase ohne den GEIST geben, noch eine, die eine andere als die des GEISTES wäre. Was zeitlos ist, kennt keine Phasen. Das Leben Gottes ist ein Leben ohne Phasen, eines, das zeitlos ist und das keine Veränderung kennt; und das gleiche ist auch vom Leben des GEISTES zu sagen.

Alle drei sind demnach Gott und auch zeitlos. Da ihre Existenz die zeitlose Existenz der ineinander verknüpften Bezugspunkte ist, haben wir es notwendigerweise mit einer Gemeinschaftsexistenz zu tun. Die Lehren Jesu beschreiben die Existenz des Vaters und des Sohnes und des Hl. Geistes als eine innige Gemeinschaft. Die Verbindungen, die zwischen ihnen bestehen, lassen sie zu einer Gemeinschaft werden. Jesus nannte diese Gemeinschaftsexistenz der Bezugspunkte nicht nur einmal - das Leben: der Vater lebt, der Sohn lebt, der GEIST lebt (Jn.6,57; 14,19; 6,63). Im Endergebnis hat er uns Gott als das zeitlose Gemeinschaftsleben der drei Bezugspunkte vorgestellt. Wie ist das, was, er uns über Gott mitgeteilt hat, als Gemeinschaft, als Gemeinschaftsleben zu sehen?

### **b.- „Transcodieren“**

Jeder der drei Bezugspunkte hat einen Namen. Der Name des Ersten ist: Vater. Infolge der kultur- und bundesgeschichtlichen Gegebenheiten war dieser Name Jesus schon vorgegeben. Auch andere Völker redeten ihren Gott mit Vater an. Auch für das auserwählte Volk war dieser Name ein eingespielter Begriff: „...als einzigen Vater haben wir Gott“ (Jn.8,41; Jes.63,16). Jesus baut darauf, und er spricht vom Ersten nicht nur, als von „meinem Vater“, sondern auch von „eurem Vater“, „deinem Vater“, und „unserem Vater“. Der Zweite begann sein menschliches Leben als Junge und trat als Mann in die Öffentlichkeit.

Das Suchen der verschiedenen Völker nach Gott formte ein Bild, bei dem es neben dem Gott als Vater auch den Gott als Sohn (z.B. Zeus und Chronos, Jupiter und Saturnus) und den Gott als Gattin und Mutter gab (Hera, Juno). Infolge der im Alten Bund verankerten kulturgeschichtlichen Entwicklung konnte der Zweite innerhalb des auserwählten Volkes seine Sendung nur als männlicher

Mensch verwirklichen. Infolge dieser kulturgeschichtlichen Entwicklung konnte von einer Menschwerdung als Mutter oder Gattin keine Rede sein. Ziehen wir den patriarchalischen Charakter des Ortes und der Zeit in Betracht, die zur Menschwerdung ausersehen wurden, so hätte eine solche Menschwerdung (als Frau und Mutter) für die Sendung ein außergewöhnliches Hindernis bedeutet. Demnach waren diese zwei Momente vorgegeben. Ausschließlich geeignet ist nur der Gott als Vater und die Menschwerdung als Mann. Nach diesen beiden Vorgaben, blieb dem menschengewordenen Gott, als der sich vom Vater unterscheidenden Person, nichts anderes übrig, als sich den Namen „Sohn“ zu geben. Um jene innige Verbindung zwischen ihm und dem Vater so zu vermitteln, wie Jesus darüber gesprochen hat, wäre jede andere Bezeichnung (wie z.B. Bruder oder Freund) noch weniger geeignet gewesen. Für das menschliche Bewusstsein und die Sache, die dieses zum Ausdruck bringen kann, gibt es keine andere persönliche Verbindung, die geeigneter wäre, jene Beziehung, die zwischen dem Ersten und dem Zweiten besteht, besser zu beschreiben.

Selbstverständlich kommt dem, der den Geheimnissen Gottes mit Ehrfurcht begegnet, auch die Frage, ob ein solcher Deutungsversuch überhaupt zulässig ist, da dieser im Endeffekt den Wert der Namen „Vater“ und „Sohn“, durch die das Sein und das Leben Gottes dargestellt werden soll, relativiert. Denn dieser Deutungsversuch sagt im Prinzip, dass diese Benennungen jene wären, die bei diesen bestimmten Gegebenheiten die geeignetsten wären, die aber die Wirklichkeit, die sie bezeichnen, nicht vollkommen wiedergeben. Sie haben nicht den gleichen Wert, wie z.B. das Wort „Tisch“, bei dessen Erklingen in unserem Bewusstsein ein genaues und der - außerhalb unseres Bewusstseins existierenden - Wirklichkeit entsprechendes Bild entsteht; das Bild dessen, was wir mit „Tisch“ bezeichnen.

Wir sind der Meinung, dass eine solche Deutung zulässig ist, da diese Namen lediglich einen „analogen“ Charakter haben können. Gelangt der Mensch in das verherrlichte Reich Gottes, so hört er auf, im biologischen Sinn ein Mann oder eine Frau zu sein: „Die aber gewürdigt werden, an jener Welt und an der Auferstehung von den Toten teilzuhaben, heiraten nicht und lassen sich auch nicht heiraten“, bzw.: „Denn wenn sie auferstehen von den Toten, werden sie weder heiraten noch verheiratet werden, sondern sie sind wie die Engel im Himmel“ (Lk.20,35-36; Mk.12,25; Mt.22,30). Auch das Leben Gottes ist nicht ein Leben im biologischen Sinne, denn dieses von uns erfahrene biologische Leben entstammt der Welt der Materie; und diese Materie, mit ihrem veränderlichen und zeitlichen Charakter, ist in Gott nicht unterzubringen. Wir können es uns sehr wohl vorstellen, dass das Leben in der Welt der Materie nichts anderes sei, als das Abbild, der Schatten des Lebens, das in Gott ist, und das sich in der Materie realisiert. Aber auch hier gibt es einen ein Maß nicht kennenden Unterschied zwischen dem Original und der Kopie, der jenem Unterschied entspricht, den es zwischen der nichtgeschaffenen und der geschaffenen Wirklichkeit gibt. Was sagen schon diese zwei Namen über das aus, was für uns unfassbar ist, selbst dann, wenn wir annehmen, dass das väterliche Zeugen und das kindliche Gezeugtsein in der Welt der Lebenden die Verwirklichung in der Zeit (und in dem Maße, wie dies in der Welt der Materie möglich ist) jenes zeitlosen Zeugens und Gezeugtseins ist, das die Beziehung zwischen dem Ersten und dem Zweiten ausmacht (und wir so gesehen, in ihnen den einzig wirklichen Vater und den einzig wirklichen Sohn haben)?! Es sind zwei Worte, die der offenbarende Gott unserem Wortschatz entnommen hat. Denn will er uns etwas mitteilen, so muss er das benutzen, was er in unserem Wortschatz vorfindet, d.h. dass er nur mit dem arbeiten kann, was von unserem eingeschränkten und begrenzten Wissen als Begriff aufgenommen werden kann; von dem Wissen, das sich ebenfalls maßlos vom Wissen Gottes unterscheidet. Gott kann uns aus den Schätzen seines Wissens nur soviel und auf eine Weise mitteilen, wie und wie sehr er dies über unsere Worte in unsere Begriffe und Bilder verpacken kann. Wenn also der Erste der einzig wahre Vater und der Zweite der einzig wahre Sohn ist, und die Beziehung der Beiden die einzig wahre Vaterschaft, bzw. Sohnschaft darstellt, so sind auch diese Bezeichnungen nur als die geeignetsten zu betrachten. Umsonst versuchen wir das, was der sich offenbarende Gott uns mitteilt in Worte wie „Vaterschaft“ und „Sohnschaft“, „Vater“ und „Sohn“ zu verpacken, der adäquate Inhalt wird für uns, solange wir auf Erden sind, unfassbar und unerschaffbar sein.

Eine Analogie soll uns hier helfen. Wäre es möglich, die menschliche Natur behaltend die Natur eines Frosches anzunehmen, und ich wollte den übrigen Fröschen von dem berichten, was ich als Mensch weiß, so müsste ich vor allem mein menschliches Wissen in das Signalsystem (in die „Worte“) der Frösche umsetzen. Die Signale der Frösche sind aber nicht geeignet, die menschlichen Wissensinhalte auf adäquate Weise zu transportieren. Mit Hilfe bestimmter Übereinstimmungen müssten

die Inhalte der Froschsignale mit den menschlichen Wissensinhalten, die die der Frösche ungemein überragen, verknüpft werden. Und so wäre es mir möglich, wahrhaft Mensch und wahrhaft Frosch seiend, den Fröschen menschliche Wissensinhalte zu vermitteln. Und dabei besteht kein Zweifel, dass das, was die Frösche auffassen könnten, ein „totaliter aliud“ (= ein total anderes) wäre.

Zu einem solchen Transponieren, einem Transcodieren in die Begriffswelt des Menschen, die sich von der Wissens- und Begriffswelt Gottes unterscheidet, - war einzig und allein der Sohn fähig.

### c.- „Mann und Frau“ als Gottes Ebenbild

Die Offenbarung lässt keine Zweifel darüber, dass die Beziehung zwischen dem Vater und dem Sohn nicht nur das Urbild für die Vaterschaften und Sohnschaften sind, sondern auch für jede andere menschliche Beziehung; ganz gleich, ob diese nun innerhalb oder außerhalb der Familie bestehen. Bleiben wir bei den innerfamiliären Beziehungen. Außer den bisher erwähnten, sind noch drei weitere zu nennen: die Beziehung zwischen den Geschwistern, zwischen der Mutter und dem Kind, und die Wechselbeziehung zwischen Mann und Frau. Weiten wir diese Zweierbeziehungen aus, so treffen wir auf folgende: die Beziehung zwischen Vater und Tochter, zwischen Mutter und Sohn, Mutter und Tochter, zwischen Bruder und Bruder, Schwester und Schwester, Bruder und Schwester. Die Beziehung zwischen den Geschwistern ist weniger intensiv, als die zwischen Vater und Sohn. Gleichrangig mit

der Vater-Sohn-Beziehung ist die Mutter-Kind-Beziehung. All diesen Beziehungen gegenüber hat die Mann-Frau-Beziehung in der Welt der Offenbarung, und somit auch bei Jesus, einen höheren Stellenwert, auch gegenüber der Vater-Sohn-Beziehung.

Wir lesen im Buch der Schöpfung: „Lasst uns Menschen machen als unser Abbild, uns ähnlich ... Gott schuf also den Menschen als sein Abbild; als Abbild Gottes schuf er ihn. Als Mann und Frau schuf er sie“ (Gen.1,26-27). Und als Adam Eva erblickt, sagt er: „Das endlich ist Bein von meinem Bein und Fleisch von meinem Fleisch ... Darum verlässt der Mann Vater und Mutter und bindet sich an seine Frau, und sie werden ein Fleisch“ (Gen.2,23-24). Sich darauf beziehend meint Jesus: „Habt ihr nicht gelesen, dass der Schöpfer die Menschen am Anfang als Mann und Frau geschaffen hat und dass er gesagt hat: Darum wird der Mann Vater und Mutter verlassen und sich an seine Frau binden, und die zwei werden ein Fleisch sein?“ Und dann fügt er noch hinzu: „Sie sind also nicht mehr zwei, sondern eins. Was aber Gott verbunden hat, das darf der Mensch nicht trennen“ (Mt.19, 4-6; Mk.10, 6-9).

Ob es nun die Absicht des Autors ist, zu behaupten, dass wir, weil wir als Mann und Frau geschaffen sind, als Abbild Gottes geschaffen sind, oder auch nicht - es besteht kein Zweifel, dass die Offenbarung im allgemeinen (und da bildet Jesus keine Ausnahme) die Beziehung zwischen Mann und Frau als eine intensivere beschreibt, als jede andere innerhalb der Familie. Der Mensch verlässt Vater und Mutter, und Vater und Mutter müssen ihr Kind entlassen. Bindet sich aber Mann und Frau aneinander, dann verbindet sie Gott auf eine Art und Weise, die nicht mehr zu trennen ist. Es begeht eine schwere Sünde gegen das Gesetz Gottes der, der seine Frau, bzw. die, die ihren Mann verlässt. Was in dieser Mann-Frau-Beziehung eine schwere Sünde gegen das Gesetz Gottes ist, das ist es auch in der Beziehung Eltern-Kind; - denn es ist das Gebot, das Gesetz des Schöpfers selbst.

Von besonderer Wichtigkeit ist diese Aussage des Buches der Schöpfung: „...und sie werden ein Fleisch“. Diese Aussage wird von Jesus nicht nur einfach zitiert, er führt sie auch weiter: „Sie sind also nicht mehr zwei, sondern eins“. Es ist uns nicht möglich, genau festzustellen, ob der Autor des Schöpfungsberichtes, - als er unsere Gottesebenbildlichkeit und die Tatsache, dass wir als Mann und Frau geschaffen sind, in einem Satz bringt - sich diese Gottesebenbildlichkeit gerade darin vorstellt, dass wir als Mann und Frau geschaffen sind. Aber selbst dann, wenn dies nicht der Fall wäre, ist es nicht möglich, die Ähnlichkeit nicht wahrzunehmen, die zwischen der von Jesus beschriebenen Vater-Sohn-Beziehung und der im Schöpfungsbericht beschriebenen (und von Jesus extra betonten) Mann-Frau-Beziehung besteht. Dabei denken wir einerseits an das „Zwei sind Einer“ (Nr.6e), und andererseits an das von Jesus erwähnte Zitat und dessen Weiterführung. Der Vater und der Sohn sind eins. Der Mann und die Frau sind ebenfalls eins! - „Sie sind also nicht mehr zwei“!

Die Offenbarung geht mit der Betonung der Unauflöslichkeit der Mann-Frau-Beziehung in der Ehe soweit, dass sie das, was wir erfahrbar als zwei wahrnehmen - als eins deklariert. Sie bleibt dabei nicht beim bloßen mathematischen Widerspruch, sie benutzt dazu ein Bild: das leibhafte Einswerden von Mann und Frau in der sexuellen Vereinigung: sie werden dabei zu einem Leib, sie sind in einem Leib. Dabei kommt auch noch zu tragen, dass das Wort „Leib“ (σῶμα) auch den ganzen Men-

schen bedeuten kann (Nr.40b). Und so gesehen geht es nicht nur darum, dass aus zwei Leibern ein Leib wird, sondern auch, dass aus zwei Menschen einer wird.

Dadurch, dass er sich ihr anschließt, ihr anhängt, sich mit ihr vereint, sich an sie bindet, kommt zwischen ihnen die Einheit, die Gemeinschaft zustande. Die letzte Quelle der gegenseitigen Beziehung zwischen dem Vater und dem Sohn - ist das Urfaktum, die Liebe. Der Vater liebt den Sohn, der Sohn liebt den Vater - diese Aussagen beinhalten das letzte und alles umfassende Geheimnis der gegenseitigen Beziehung. Als erstes und wichtigstes Objekt der vom Menschen ausgehenden Liebe nennt die Offenbarung Gott, geht es aber um die zwischenmenschliche Liebe, die als Paar der ersten betrachtet wird, so wird der Liebe zwischen Mann und Frau in der Ehe der höchste Rang eingeräumt. Dies kommt am stärksten dadurch zum Ausdruck, dass die Kirche unter den zwischenmenschlichen Beziehungen nur dieser den Rang eines Sakramentes verliehen hat, und dies offensichtlich als Folge der besonderen Betonung durch Jesus (Nr.74b). Die Liebe der Eltern zum Kind und die Liebe des Kindes zu den Eltern hat diesen Rang nicht bekommen. Der letzte Grund des Eins-Seins des Vaters und des Sohnes, - so haben wir es gesehen - ist die gegenseitige, zeitlose, nicht zu entzweieude und nicht aufteilbare Liebe. Die innerhalb der Ehe sich nicht abnutzende und nicht auseinander brechende Einheit zwischen Mann und Frau kann ihren Nährboden ebenfalls nur in der Liebe haben. Und dies je mehr, je mehr ihre Liebe der Liebe des Vaters zum Sohn und des Sohnes zum Vater ähnlich wird. Je weniger dies der Fall ist, desto weniger wird sie daraus Kraft schöpfen können.

Wir haben schon festgestellt, dass sich die Liebe des Vaters zum Sohn im Geben offenbart; in einem Geben, das nichts für sich zurückbehält. Er gibt dem Sohn alles, so dass der Vater nichts mehr besitzt, was nicht auch des Sohnes wäre. Logisch gesehen geht diesem Geben des Vaters das Erkennen des Sohnes voraus. Und genauso ist es in der Mann-Frau-Beziehung, wie es uns von der Offenbarung beschrieben wird. Erst wenn der Mann die Frau gesehen, nähert er sich ihr mit der Absicht, ihr alles zu geben. Die Offenbarung Gottes in der Schöpfung, - d.h. in der Persönlichkeit des Menschen, in dem Bedürfnis der menschlichen Seele - zeigt in dieselbe Richtung. Je vollkommener der Mann Mensch ist, d.h. je höher er über dem reinen „Bios“ und der Geschlechtlichkeit steht, um so eher wird er nur in dieser Form eine vollwertige Befriedigung finden.

Ebenfalls gesehen haben wir, dass sich die Liebe des Sohnes hauptsächlich durch das Annehmen zeigt. Dies ist das erste logische Moment seiner Liebe zum Vater. Diesem Annehmen entspringt die Bereitschaft, dem Vater alles hinzugeben, was er hat; selbst das Leben, wenn dies zu den Auftragsinhalten des väterlichen Gebens gehört. Dieses völlige Annehmen, dieses sich restlos anschmiegende Erwidern der Liebe, das alles, sogar sich selbst, ganz hin- und zurückgibt - stimmt ebenfalls mit dem Bild überein, das uns die Offenbarung von der Liebe der sich dem Mann hingebenden Frau liefert. Sie ist dann befriedigt und erfüllt, wenn sie den, der sie erkannt hat, und den sie als den erlebt, der ihr alles hingibt, mit einer solchen Liebe lieben kann.

#### **d.- Urbild und Abbild**

Ein Beisammensein und Einswerden aus Liebe, ein gemeinsames Besitzen, das einer völligen Hingabe entspringt - ist auch das Ideal der Mann-Frau-Beziehung in der Ehe. Und dieses Ideal entspricht jener Ur-Wirklichkeit, die uns Jesus als das Lebens des Vaters und des Sohnes beschrieben hat. Die letzte Norm des Menschen und seiner Beziehungen im Reiche Gottes ist jene Welt, aus der Jesus kam. Das Gemeinschaftsleben Gottes ist diese Norm. Das Bild, das Jesus von dieser transzendenten Welt gezeichnet hat, und das er denen, die ihm folgen als Norm vorgegeben hat, stimmt mit dem Bedürfnis des Menschen überein, das ihm tief in die Seele eingepägt ist. Nach dieser Feststellung bestehen kaum noch Zweifel darüber, dass die vollkommenste Verwirklichung dieses durch den Sohn gebrachten Bildes, das das Urbild und Vorbild jeder menschlichen Beziehung ist, in dieser Mann-Frau-Beziehung zu erwarten ist. Das Vorbild der Mann-Frau-Beziehung ist vor allem die Vater-Sohn-Beziehung. Eltern und Kinder, Geschwister und Geschwister - sie trennen sich voneinander. Die engste Beziehung besteht wohl noch zwischen der Mutter und dem Kind, aber auch hier folgt der ersten Trennung bei der Geburt eine weitere, dann, wenn das Kind sich an jemand anderen bindet und ihm anhängt.

Wenn die VATER-SOHN-Beziehung das Vor- und Urbild der Mann-Frau-Beziehung ist, dann ist die Mann-Frau-Beziehung das in der Zeitlichkeit für uns verwirklichbare und erfahrbare Abbild dieser VATER-SOHN-Beziehung. Diese Tatsache bietet dem mit Hilfe der gesamten Offenbarung Gottes den Geheimnissen Gottes nachspürendem menschlichen Verstand einen nicht geringwertigen

Ansatzpunkt. Es ist ein Ansatzpunkt von nicht geringer Bedeutung! Wir erwähnten schon, dass Gott bei seiner verbalen Offenbarung dazu „gezwungen“ ist, die Grenzen unseres Bewusstseins und unseres Wortschatzes zu achten. Seine zeit-lose Welt kann er unserer zeitlichen Welt nur soweit mitteilen, soweit sich diese in unsere Sprache, die sich von der seinen unterscheidet, übersetzen lässt. Daraus folgt, dass wir mit der verbalen Offenbarung ebenfalls nur ein Abbild bekommen. Es ist aber ein Abbild der göttlichen Wirklichkeit im menschlichen Bewusstsein und Wortschatz. Aus diesem Grund ist die für uns offen erfahrbare menschliche Seele, das Liebesbedürfnis des Mannes und der Frau, dieser Wille zum Geben und Bekommen, eine nicht hoch genug einzuschätzende Möglichkeit der Annäherung - und dies besonders dann, ist es uns bewusst, dass all dies das Abbild der VATER-SOHN-Beziehung ist. Sie ist darum nicht hoch genug einzuschätzen, da es in den verschiedensten Kulturen die sehr starke und sehr tief verwurzelte Ahnung gibt, dass der Mensch durch die Mann-Frau-Beziehung an das tiefste Geheimnis seiner eigenen Existenz gerät. Mit Hilfe der verbalen Offenbarung kann uns diese andere Offenbarung, die in unserem Ich durch die Ich-Du-Beziehung tief verwurzelt ist, das Bild, das uns Jesus vom Gemeinschaftsleben Gottes geliefert hat, noch weiter vervollkommen.

Eine besondere Hilfe bietet uns dieses „Abbild“, versuchen wir dem Wesen des GEISTES näher zu kommen. Und dies besonders dann, fragen wir nach der Rolle des Dritten im Gemeinschaftsleben Gottes. Der Sohn spricht von ihm als von einem, der sich von ihm unterscheidet. Der Sohn beschreibt den GEIST als einen, der über all das verfügt, worüber auch er, der Sohn, verfügt. Er beschreibt ihn als einen, dessen Rolle mit der seinen gleichwertig ist. Ein Attribut Gottes ist es, Geist zu sein. Das Attribut Gottes ist es, die Wahrheit, das Leben, der Weg zu sein. Die Verbindung zwischen Gott und seinen Eigenschaften ist so eng, dass wir sagen können: der Geist ist Gott; dass wir sagen können: die Wahrheit, das Leben, der Weg ist Gott. Bis hierher steht der GEIST einerseits und die Wahrheit, das Leben und der Weg andererseits parallel nebeneinander, doch ab diesem Punkt nicht mehr. Jesus konnte sagen: Ich bin die Wahrheit, das Leben, der Weg. Doch konnte er nicht sagen, und sagte es auch nicht: Ich bin der GEIST. (Sagen hätte er können: In der Zeitlosigkeit bin ich nur Geist). Ebenso wenig wie er sagen hätte können, und auch nicht gesagt hat: Ich bin der Vater. Doch sagte er: Ich und der Vater sind eins. Und in seine Lehre passt auch dies: Der GEIST und ich sind eins. Sagte er doch, dass der GEIST sein Geist sei, und da ist es doch nur selbstverständlich, dass ich mit meinem Geist eins bin. Die Unterscheidung kommt daher, dass der GEIST der Dritte ist. Die Wahrheit, das Leben, der Weg - sind nicht der Dritte. Er stellte sich selbst als die Wahrheit, das Leben und den Weg vor, doch hat er nie gesagt, er würde die Wahrheit, das Leben und den Weg zu uns schicken. Er sendet sie nicht zu uns - da er selbst die Wahrheit, das Leben und der Weg ist. Doch sagte er, dass er den GEIST, der mit ihm eins, nicht aber er selbst ist, senden wird.

Die wechselseitige Beziehung zwischen dem Ersten und dem Zweiten und die Beziehung der Beiden zum Dritten weisen verwandte Züge auf. Der Vater übergibt dem Sohn die Lehre, und der Sohn bekommt und nimmt diese Lehre vom Vater an. Und ebenso übergibt der Vater und der Sohn die Lehre dem GEIST, und der GEIST bekommt und nimmt die Lehre vom Vater und vom Sohn an. Doch gibt es auch unterscheidende Züge. Der Vater liebt den Sohn und der Sohn liebt den Vater. Doch hören wir nie, der Vater würde den GEIST lieben; der Sohn würde den GEIST lieben; der GEIST würde den Vater lieben; der GEIST würde den Sohn lieben. Was ist der Grund dafür?

Wir hörten von den „Strömungen“ des GEISTES, von denen Jesus gesprochen hat (Nr. 7d). Wir hörten aber auch davon, dass dieses Strömen ein geeignetes Bild für den GEIST, als den dritten Punkt einer Beziehung, hergibt, und dass dieser dritte Punkt nichts anderes ist, als die strömende Verbindung zwischen dem ersten und dem zweiten Punkt, sozusagen der Beziehungsinhalt. Durch dieses Strömen erreicht der Vater den Sohn mit seinem ganzen Inhalt. Der letzte Grund dafür, dass aus dem Vater eine Strömung ausgeht, die den Sohn erreicht, ist der Urfaktor. Dieser Urfaktor (hinter dem es in der Welt, aus der der Mann aus Nazareth kam, keine weitere Ursache und Erklärung gibt) ist es, der in der Strömung zum Sohn strömt. Der Urfaktor des Vaters ist die Liebe. Und dieser Urfaktor und Seinsinhalt erreicht den Sohn in dieser Strömung, im GEIST. Der GEIST ist der Geist des Vaters, und da der letzte Seinsinhalt des Vaters die Liebe ist, ist dieser GEIST der Geist der Liebe des Vaters. In ihm strömt die Liebe des Vaters zum Sohn. Der GEIST, als der zusammen- und umfassende Inhalt des Sohn-Liebens und des dem-Sohn-Gebens des Vaters, ist der große Dritte in diesem Doppel. Als Bezugspunkt - betrachten wir die Reihenfolge - ist er nur der Dritte, ohne den allerdings das Doppel nicht bestehen kann. Der Schenkende ist der Erste. Gibt es aber diesen Schenkenden, so muss es einen Zweiten geben, der zu beschenken ist. Zum Beschenken kann dieser aber erst dann werden, wenn es den

Dritten gibt: das Geschenk. Dies ist das Gesetz der Beziehung; dazu gehören notwendigerweise drei Momente. Beziehung ist das Attribut allen dessen, was existiert. Zeit, Raum und Menge gehören nur zu den in der Zeit Existierenden. Die Beziehung aber ist ein Attribut sowohl der zeitlichen, als auch der zeitlosen Existenz.

Ebenfalls festgestellt haben wir, dass der GEIST auch der Geist des Sohnes ist. Das Schenken Gottes sagt noch nicht alles über das Gemeinschaftsleben Gottes aus. Der Sohn nimmt das Geschenk vom Schenkenden an. Seine Rolle beschränkt sich aber nicht nur auf dieses Annehmen. Um in der Liebe des Vaters zu bleiben, - durch die er den Geist des Vaters, den Geist der Liebe empfangen hat - muss, im Besitz dieser Liebe, aus dem Annehmenden ein Gebender werden. Auf die initiative, die „männliche“ Liebe des Vaters, antwortet der Sohn mit einer sich anpassenden, „weiblichen“ Liebe, die sich in der Zeitlichkeit am stärksten in der Haltung auf Golgatha dargestellt hat. Der Sohn behält das, was er bekommen hat, nicht für sich. Er tut dies nicht, da er alles, sogar sich selbst, dem Vater zurückgibt: in seine Hände empfiehlt er seinen Geist (πνευμα!) (Mt.27,50; Lk.23,46; Jn.19,30). Es ist ein Zurückströmen, ein Strömen der Liebe vom Sohn zum Vater. Er gibt ihm das zurück, was er hat: seinen Geist. Wie beim Vater, so ist auch beim Sohn die Zusammenfassung und die Fülle all dessen, was er besitzt - der GEIST. Der Geist des Sohnes, der vom Vater zu ihm strömte, strömt jetzt als die Liebe des Sohnes zum Vater zurück. Und der GEIST, der Geist der Liebe, kehrt jetzt zurück zum Vater. Und damit schließt sich der Kreis der gegenseitigen Liebe zwischen dem Vater und dem Sohn, der Kreis des gegenseitigen Gebens von Liebe, bei dem der Geist beider ineinander fließt. Und dieser geschlossene und in sich zurückkehrende Kreis ist nichts anderes, als das Gemeinschaftsleben Gottes in der Zeitlosigkeit, das keine Phasen und keine Pausen kennt.

Der Vater liebt den Sohn. Von Jesus hören wir aber nie, weil dies nicht möglich ist, dass der Vater den GEIST lieben würde. Dies ist nicht möglich, da der GEIST die Liebe des Vaters selber ist. Es ergibt keinen Sinn zu sagen: Ich liebe meine Liebe; denn ich liebe nicht meine eigene Liebe, sondern mit meiner Liebe jemand anderen. Sagen kann ich höchstens: Ich erfreue mich meiner Liebe. Nur in diesem Sinne könnte ich sagen: Ich meine Liebe. Auch der Sohn sagt nicht, er würde seinen Geist lieben. Denn der GEIST ist nichts anderes, als seine Liebe, mit der er jemand liebt: den Vater. Und der GEIST selbst sagt auch nicht, dass er den Vater liebt, da der GEIST im Vater ist, und er nichts und niemand anders ist, als die im Vater seiende Liebe. Welchen Sinn sollte daher eine solche Aussage machen: Meine Liebe liebt mich!/? Der GEIST sagt auch nicht, er würde den Sohn lieben. Und das aus dem gleichen Grund.

Den tiefsten Einblick in all diese Geheimnisse bekommen wir dann, suchen wir des Dritten Abdruck im außergewöhnlichsten Abbild des göttlichen Seins: in der Mann-Frau-Beziehung. Es gibt etwas, was den Mann und die Frau eins werden lässt. Dieses Etwas ist offensichtlich das Verliebtsein und die Liebe zueinander. Fehlen diese, wird aus den Beiden niemals Eins. Ohne dieses Hin- und Zurückströmen des Verliebtseins und der Liebe, ohne dieses dritte Etwas, kommt es zwischen den Beiden nie zu einer Einheit. Im Mann bedeutet dieses Dritte jenes Erkennen, das zum Erwählen wird. Mit Hilfe dieses Dritten und als Folge des Erkennens entsteht jenes Geben von allem und jene Selbsthingabe, die grundnotwendig als Impuls ist, damit das Abbild des zeitlosen Kreises in der Zeitlichkeit entstehen kann. Nur wenn im initiativ wirkenden Mann diese Liebe entsteht, wird auch die Frau von diesem Erkennen (Schauen) erfüllt. Von dem Schauen, das notwendig ist, um im Mann das zu erkennen, was wichtig ist, um von ihm alles und ihn selbst annehmen zu können. Sie nimmt an, und als Folge dieser Annahme gibt sie durch ihre sich anpassende Liebe alles und sich selber wieder zurück: Die Frau entspricht und antwortet diesem Impuls. Auf das Geben antwortet sie mit der Wiedergabe und auf die Selbsthingabe des Mannes mit der eigenen Hingabe. Sie entspricht und bringt dadurch das primäre irdische Abbild der zeitlosen Beziehung zum Abschluss. Sowohl in der Zeitlosigkeit, als auch in der Zeitlichkeit werden die Zwei - Eins. Und wie im zeitlosen Kreis, so geschieht dies auch hier durch ein Drittes; hier wie dort geschieht es durch das Sich-gegenseitig-lieben. Ist die Liebe in ihnen, und diese Liebe richtet sich an der göttlichen Liebe aus, und : ihr Geist ist durch den Geist-von-oben neugeboren, - wofür der Sohn die Voraussetzung geschaffen hat - dann schließt sich der Kreis, und sie werden zu einem nicht mehr aufzulösenden Eins. In diesem Fall wird ihre Ehe zum Abbild des zeitlosen Beziehungskreises. In diesem Fall ist es ihnen möglich, das Geheimnis des zeitlosen göttlichen Lebens in sich selbst zu erfahren, so wie wir es am Anfang des Schöpfungsberichtes, aber auch in der Sehnsucht des Menschen nach Glückseligkeit erfahren; das Geheimnis, dass

zwei Eins werden. In diesem Fall können sie sich dem SOHN nähern, der seinen Lebensweg, - der auf Golgatha ausgerichtet war - zu Ende ging, ohne von der Einsamkeit erdrückt zu werden. Denn wehe dem, der alleine ist! Und glücklich ist der, der eins werden kann! Und eins werden kann man nur durch den GEIST, - durch die Liebe.

Das Gemeinschaftsleben Gottes, die Hl. Dreifaltigkeit, lässt die Ehe, die dem Reich Gottes entstammt und sich diesem, einfügt, - kraft dessen man am göttlichen Wesen teilhaben kann - besser verstehen. Und umgekehrt ist durch die Mann-Frau-Beziehung und die Erfahrungen durch diese, das Leben der Hl. Dreifaltigkeit, das das zeitlose Urbild der Ehe ist, ebenfalls besser zu verstehen.

### e.- Die Taube

Nach alldem können wir jetzt eine Erklärung suchen und auch finden, warum der GEIST bei der Taufe durch Johannes am Jordan sich vom VATER aus in der Gestalt einer Taube auf den SOHN niedergelassen hat. Es liegt dabei nahe, sich die Tauben-Symbolik der verschiedenen Kulturen etwas näher anzusehen. Es ist schwer feststellbar, ob diese Symbolik auch schon vor und außerhalb der Offenbarungskulturen existierte, oder durch diese ihre Bedeutung bekam. Hilfe bietet uns dabei die Tauben-Symbolik des Alten Bundes an. Beginnend mit der Erzählung von der Arche Nochs bis hin zur Darstellung des Jesuskindes im Tempel ist sie zu finden. Wir beschränken uns auf das Hohelied. In diesem Buch vergleicht der Bräutigam seine Braut und die Braut ihren Bräutigam mit sehr vielen Dingen. Die Braut gleicht einer Stute, einer Narzisse, einer Lilie, einem Garten, einer Quelle, dem Morgenrot, dem Mond, der Sonne, einem Heer. Und der Bräutigam einem Myrtenstrauch, einer Zypresse, einem Apfelbaum, einer Gazelle, einem Hirsch. Nur ein Vergleich ist gemeinsam: jeder nennt den jeweils anderen eine Taube. Die Braut spricht so : „Meine Taube... dein Gesicht lass mich sehen, deine Stimme hören! Denn süß ist deine Stimme, lieblich dein Gesicht“ (Hld.2,14); und der Bräutigam: „Mach auf meine Schwester und Freundin, meine Taube, du Makellose .... Doch einzig ist meine Taube, die Makellose, die Einzige ihrer Mutter, die Erwählte ihrer Gebärerin“ (Hld.5,2; 6,9). Jeder einzelne Körperteil des anderen wird durch Vergleiche gepriesen, und dabei bringt der Bräutigam andere als die Braut. Nur die Augen werden von beiden mit Tauben verglichen. Die Braut: „Seine Augen sind wie Tauben an Wasserbächen“ (Hld.5,12); und der Bräutigam: „Schön bist du meine Freundin, ja, du bist schön. Zwei Tauben sind deine Augen ... Hinter dem Schleier deine Augen wie Tauben“ (Hld.1,15; 4,1). Die Vergleiche scheinen den Verliebten nicht auszugehen, aber dieses eine Bild wird von beiden benutzt, und nur dieses eine - das Bild der Taube. Beide vergleichen die Augen des anderen mit der Taube - und nur mit ihr. In der Form, in der das Hohelied das Verliebtsein beschreibt, hat das Symbol der Taube eine herausragende Bedeutung. Die christliche Tradition sieht in diesem Buch einstimmig das Symbol jener Liebe, die aus der Welt Gottes kommt, und dies erklärt, warum diese Liebeslyrik einen Platz unter den Büchern des Alten Testaments bekommen hat.

Sehen wir nun, was Jesus über die Taube gesagt hat. Bei seinem letzten Besuch Jerusalems reinigt er den Tempel: „Da machte er eine Geißel aus Stricken und trieb alle zum Tempel hinaus mit-samt den Schafen und Ochsen; das Geld der Wechsler schüttete er aus, stieß die Tische um“ (Jn.2,15). Die Synoptiker machen hier keinerlei Unterscheidung: „...und die Stände der Taubenverkäufer“ (Mt.21,12; Mk.11,15), dafür aber Johannes: „... und sagte zu den Taubenverkäufern: Schafft dies fort von hier (αἱρεῖτε = wegnehmen, wegbringen); macht das Haus meines Vaters nicht zu einem Kaufhaus!“ (Jn.2,16). Alles andere vertreibt er (εκβαλλεῖτε), nur die Tauben lässt er wegbringen - und erklärt sogar, warum. Der ungarische Komponist Zoltán Kodály bringt in seinem Werk „Jesus und die Händler“ diesen Unterschied beim Vorgehen Jesu akustisch sehr empfindsam zum Ausdruck.

Jesus bringt sehr häufig Vergleiche mit Tieren. Das Volk Gottes bezeichnet er als Lämmer und Schafe; die Kinder dieser Welt vergleicht er mit Wölfen, Böcken, Füchsen, Schlangen, Ottern. Und obwohl er den Seinen die Haltung der Schafe vorschlägt, geht er dabei nicht ins Detail. Als er sie aber als Schafe unter die Wölfe schickt, legt er ihnen nahe, das Verhalten zweier Tiere einzunehmen (Mt.10,16). Das eine Tier ist die Schlange; in der Offenbarung steht sie für den Satan. Warum drängt Jesus die Seinen, das Verhalten der Schlange nach zu ahmen? Das auserwählte Volk kannte das Buch der Schöpfung: „Die Schlange war schlauer als alle Tiere des Feldes ...“ (Gen.3,1). Die Schafe, die unter die Wölfe gehen müssen, müssen genauso schlau sein, wie das Volk Satans. Die Seinen müssen dies aber in „ihrer Art“ sein (Lk.16,8/Nr.54e, 64d).

Das Tier, das den „Schafen“ als Ideal vorgestellt wird, ist - die Taube. Jesus nennt zwei Tiere. Das eine ist das Symbol des Satans, das andere das Symbol des Hl. Geistes. Das des Satans nennt er



seiner Schlaueit wegen; das des Hl .Geistes - seiner Sanftmut wegen. Diese Interpretation liegt uns nahe. Doch damit akzeptierten wir eine schlechte Übersetzung. Jesus benutzt hier ein Wort, um die Eigenschaft der Taube zu bezeichnen, das nur hier vorkommt (ακεραιοι). Die Vulgata übersetzt dies mit „simplex“, dafür steht aber im Griechischen das Wort „απλους“. Und mit diesem Wort beschreibt Jesus das Auge der Kinder Gottes, das im Gegensatz zum „bösen“ Auge steht (Mt. 6,22; Lk.11,34). Dagegen sagt das Wort „ακεραιοι“ kaum etwas über die Sanftmut oder die Gutherzigkeit, die im Gegensatz zum Neid und zur Boshaftigkeit steht, noch über die Einfältigkeit/Einfachheit. Vor allem sagt es aus, dass etwas „unvermischt“ ist. Es sind keine zwei verschiedene Dinge darin vermischt. In unserem Fall ist es demnach so zu übersetzen: unverfälscht, rein, unberührt. Wenn die Schlange ihrer sprichwörtlichen Schlaueit wegen nachzuahmen ist, so ist die Taube ihrer reinen Unschuld wegen, die von nichts Falschem berührt ist, zum Vorbild zu nehmen. Dies ist die Eigenschaft, wofür die Taube zum geeigneten Symbol des nicht inkarnierten GEISTES werden konnte. Der GEIST ist ebenso „unvermischt“, wie es der SOHN ist, an dem die Welt und deren Fürst keinerlei Anteil hat. Und genauso unvermischt ist auch der Geist des Sohnes, den die Welt nicht sehen, noch erkennen oder erlangen kann, da es im GEIST nichts gibt, was für die Welt interessant und erstrebenswert ist. Er ist unvermischt und unvermischt - auch und gerade im Bezug auf die Welt (Jn.14,30.17). Es ist das Geben, das nicht mit dem Nehmen vermischt ist; es ist die reine Liebe, die hassfrei ist, was die Taube darstellt, die sich auf Jesus herablässt, und die die Braut und der Bräutigam im Hohelied in den Augen des jeweils anderen sehen. Die Taube ist das Bild für die Liebe; jene Liebe, die sowohl das Urbild, als auch das Abbild zusammenfasst und eins werden lässt. Darum konnte der Täufer die Taube sehen, wie sie sich von der „Stimme“ her auf den Mann aus Nazareth herab ließ, auf ihn strömte ...

#### **f.- Die Ordnung der Gemeinschaft**

Gott ist eine Gemeinschaft. In jeder Gemeinschaft muss es eine Ordnung geben. Darauf wirft Jesus ein Licht, wenn er beim Letzten Abendmahl sagt: „Wenn ihr mich lieb hättet, würdet ihr euch freuen, dass ich zum Vater gehe; denn der Vater ist größer als ich.“ (Jn.14,28). Jesus freut sich, dass er zum Vater geht. Er freut sich zu dem zu gehen, der größer ist als er. Schon als Zwölfjähriger freut es ihn, im größten Hause seines Vaters auf Erden zu sein (Lk.2,49). Und jetzt, nach so vielen Jahren, freut er sich, in die ewige Wohnung - die kein Duplikat oder Abbild ist - zurückkehren zu können. Er freut sich, dass die Zeit zu Ende geht, in der er fern war, und die Zeitlosigkeit folgt, in der es keine Zeit, kein Fernsein und Dortsein gibt; wo er einfach - da ist.

Was ist die Ursache, dass der SOHN kleiner ist als der VATER, der immer zeitlose Gott? Ist er darum kleiner, weil er Mensch ist, und bereit war, das zu Ende zu führen, was der Drei-Eine geplant und bestimmt hat? Oder weil er alles das getan hat, was ihm die Liebe des Vaters sicherte? Nein! Der Beschenkte kann nie nur darum kleiner sein, weil er etwas annimmt, die Gabe und die Liebe erwidert. Und dies auch trotz der Äußerungen Jesu nicht, die darauf schließen lassen könnten, dass ihn die angenommene menschliche Natur hinter den Vater gedrängt hätte, wie z. B.: Der Vater weiß Dinge, die der Sohn nicht weiß. Es gibt Dinge, die der Vater bestimmt, nicht aber der Sohn. Die Stunde der Wiederkunft kennt nur der Vater. Der Vater bestimmt, wer zur Rechten oder zur Linken des Sohnes sitzen wird. Der Vater bestimmt den Zeitpunkt der Wiederherstellung Israels (Mt. 24,36; Mk.13,32; Mt. 20,23; Apg.1.7). Wie ist es möglich, dass der Sohn so etwas sagt, wo doch sein Wissen und seine Macht nicht geringer ist, als die des Vaters? (Jn.16,15). In Nummer 73d kommen wir darauf zurück, jetzt nur soviel: Jesus wollte auf diese Fragen keine Antwort geben, und wich auf diese Art und Weise aus.

Bei einigen Gelegenheiten hat es den Anschein, als würde sich Jesus auf eine Ebene mit den übrigen Menschen stellen: „Ich bin von keinem Dämon besessen, ich ehre meinen Vater...“ (Jn.3,49). So rechtfertigt er sich vor den Leuten von Jerusalem. Am Auferstehungsmorgen lässt er Maria Magdalena seinen „Geschwistern“ dies ausrichten: „Ich gehe hinauf zu meinem Vater und zu eurem Vater, zu meinem Gott und zu eurem Gott“ (Jn.20,17). Am Kreuz nennt er den Vater seinen Gott. Wir besitzen keine Aussage darüber, dass der Vater den Sohn ehrt, - (wohl aber, dass der Vater jene ehren wird, die dem Sohn dienen) - noch dass der Sohn sein Gott wäre. Der Grund dafür liegt einerseits in der Inkarnation, und andererseits darin, dass diese Aussagen in Situationen gemacht wurden, in denen der Sohn sein Menschsein voll erlebt. Diese Aussagen macht er, als er in Jerusalem bedrängt wird, in Agonie ist, und die menschliche Natur gleich nach der Auferstehung die göttliche noch stark zurückgedrängt. In all diesen Situationen hat das menschliche Bewusstsein die Oberhand in Jesus. Es sind Ergebnisse des Eintritts in die Zeitlichkeit. Das Gesamtbild aber zeigt, dass die Annahme und Ausführung der

Sendung in der Zeit den Sohn nicht geringer gesetzt hat; im Gegenteil, er demonstrierte der Menschheit, dass seine Liebe zum Vater und seine Herrlichkeit beim Vater zeitlos sind. Wenn der Sohn kleiner ist, - dann nicht aus diesem Grund. Dass der Sohn „kleiner“ ist folgern wir aus der Mitteilung, dass der Vater „größer“ ist.

Der Vater ist größer, obwohl auch der Sohn Gott und zeitlos ist. Obwohl das Wissen des Vaters auch das Wissen des Sohnes ist, sein Besitz auch der Besitz des Sohnes ist, seine Macht auch die Macht des Sohnes ist! Er ist größer, da der Vater der Erste ist. Er ist der Erste, und weil er der Erste ist, erkennt er, - als der Schenkende - den Beschenkten. Diesem väterlichen Erkennen und Geben folgt - was aber nicht als zeitliche, sondern als logische Reihenfolge zu betrachten ist - das Erkennen und Beschenken als Erwidern des Schenkenden durch den Beschenkten. Der Vater ist der Erste, da er der Schenkende ist. Der Sohn ist der Zweite, da er der Beschenkte ist. Der Erste ist der größere, da von ihm das Ausströmen des Lebens-in-sich und der Liebe ausgeht. Er ist der, der das Leben-in-sich hat, und er gibt es dem Sohn. Mit der Liebe des Vaters zu seinem Sohn beginnt das zeitlose Urfaktum, das zeitlose Geschehen. Der, der schenkt, ist der Erste, und darum auch der größere. Der Erkannte und Beschenkte ist der Zweite, und darum auch der kleinere. Der kleinere auch dann, wenn sein Erkennen, Besitzen und Erwidern des Schenkens um nichts geringer ist, als das des Vaters. Der Vater ist der größere, da er der erste Punkt der Beziehung ist, die das Leben Gottes ausmacht. Der Sohn ist der kleinere, da er der zweite Punkt derselben Beziehung ist. Doch bedeutet dieses „größer“ und „kleiner“ noch kein Hindernis dafür, dass - so wie der Sohn im Vater ist - auch der Vater im Sohn ist. Es stellt kein Hindernis dafür dar, dass der Vater den Sohn verherrlicht, so wie der Sohn auch den Vater verherrlicht. Es hindert auch den Sohn nicht daran, ( - auch wenn er als zweiter Punkt der Beziehung der kleinere ist - ) den vollen Inhalt dieser Beziehung zu besitzen.

Hier wird es erst so richtig klar, wieweit die Wirkung dieser von uns erkannten Verbindung zwischen dem Urbild und dem Abbild geht. Im Reich Gottes ist die Würde des Mannes um nichts größer als die Würde der Frau. Für beide ist es dieselbe Berufung zum Heil, und für beide führt derselbe Weg dahin: Jesus. Die Liebesgemeinschaft kennt keine Zweitrangigkeit; und wird auch nur einem einzigen die Würde beschnitten, so ist diese Gemeinschaft verwundet. Und trotzdem. Auch innerhalb der Mann-Frau-Beziehung gibt es eine Ordnung. Auch darin gibt es einen, der der Erste, und daher der größere ist. Dies ist der Mann, der erkennt, und von dem das Geben ausgeht. Dass dies nicht von allen und überall so gesehen wird, kommt auch durch dieses Spottlied zum Ausdruck:

Doch die Mädchen von Baranya,  
die seh'n das anders, ja.  
Sie sind es, die zum Bursch' da meinen:  
Wie wäre das denn, mit uns beiden.

Wer in dieser Beziehung die Initiative ergreift, der erweist sich als der größere. Eine Emanzipation, die ihre Wurzeln nicht im Reiche Gottes hat, kann mit der Anrede: „Mein Herr“ im Falle einer Ehefrau nichts anfangen, höchstens mit: „Mein Mann“. Wer aber erkennt, wo die Mann-Frau-Beziehung ihren Ursprung hat, und weiß, dass im Urbild der Vater der ist, der sendet, und der Sohn der ist, der geht - der weiß, dass es umgekehrt nicht möglich ist. Der Vater ist es, der alles hingibt, was er hat. Der Sohn nimmt alles an und fügt sich in den Willen des Vaters ein. Es ist kein richtiger Mann, der nicht vom Geist des Vaters beseelt ist und diese Rolle nicht beansprucht. Es ist keine richtige Frau, die nicht vom Geist des Sohnes beseelt ist, und diese Rolle beansprucht. Beide geben eine Schmunzelfigur ab: der Mann als Pantoffelheld, die Frau als Zepter schwingend. Wohl fühlt sich der Mann dann, wenn er weiß, dass er zu sorgen und die letzte Verantwortung zu tragen hat, und die Frau, wenn sie weiß, dass jemand da ist, dem sie sich anvertrauen kann. Sie ist stolz, auf „ihn“ aufblicken zu können und Vertrauen zu haben, so wie der Sohn zum Vater „aufgeblickt“ hat. In dieser Ordnung blickt der Mann mit Vertrauen auf seine Frau, die seine „andere Hälfte“ ist, und ohne die ihm etwas fehlt. Er blickt auf sie, wie der Vater auf den Sohn blickt. Dieses Vertrauen gibt eine Sicherheit; eine Sicherheit, wie sie der Sohn hatte, als er bei der Wiedererweckung des Lazarus sich an den Vater wandte, oder die Stunden auf Gethsemani durchlebte, oder am Kreuz seinen Geist aufgab. Dieses Vertrauen klingt auch dann an, wenn der Vater sagt: Dies ist mein geliebter Sohn.

Es gibt auch eine Emanzipation, die dem Reich Gottes entstammt und die sich für die uneingeschränkte Bewahrung der menschlichen Würde der Frau einsetzt. Die oben erwähnten Tatsachen rechtfertigen in keiner Weise eine männliche Suprematie, die nicht die Züge der sich und alles hingebenden Liebe des Vaters tragen. Sie verurteilen aber auch nicht das Unterfangen der Frau, gesehen und

erkannt zu werden, gemäß dem alten Spruch: „Das kluge Mädchen lässt sich von dem freien, dessen Frau es gerne sein möchte“.

Zur Ordnung der zeitlosen BEZIEHUNG steht noch eine Frage aus: Der GEIST - ist er kleiner als der Vater? - und kleiner als der Sohn? Diese Frage hat Jesus nie angesprochen. Gesagt hat er aber, dass sowohl der Vater, als auch der Sohn den GEIST sendet. Ist die Sendung ein Bestandteil des Größer- oder Kleinerseins, d.h. ob sie den ersten oder den zweiten Bezugspunkt darstellt, so folgt daraus, dass der GEIST kleiner ist, - kleiner als der Vater und kleiner als der Sohn. Von den Dreien ist er der Dritte - so die Aufzählung Jesu (Mt.28,19). Und als Dritter steht er - hinter dem Ersten und dem Zweiten. Zum Nachdenken regt der Bericht an, dass der GEIST es war, der den Sohn in die Wüste trieb. Wird demnach der Zweite vom Dritten gelenkt? Ja, denn als Geist des Sohnes lenkt und leitet der GEIST den Sohn. Und im Falle des Menschensohnes, der eine menschliche Natur hat, ist dies auch voll begründet. Dies ist aber auch dann der Fall, würden wir nur die göttliche Natur in Betracht ziehen. Können wir doch auch von jedem einzelnen Menschen sagen, sein Geist hätte ihn zu etwas geführt und getrieben, ja sogar gezwungen.

Noch mehr zum Nachdenken stimmt die Tatsache, dass Jesus selbst diese Frage nie angeschnitten hat. Eine Analogie beim Abbild hilft uns, dafür eine Erklärung zu finden. Welchen Sinn würde die Frage der Eheleute ergeben, ob ihre Liebe zueinander kleiner als sie selbst wäre. Dieses Abbild hilft uns auch zu verstehen, dass der GEIST vom Vater und vom Sohn stammt; aber auch, dass der Vater und der Sohn den GEIST sendet. Ist es die vom Geist der Liebe geformte Liebe, die Mann und Frau verbindet, dann wird ihr Heim zu einem vom GEIST bevorzugten Ort. Bei den ersten Christen waren es die Hausgemeinschaften, die die Sache Jesu weiter trugen, und den Geist Jesu von Haus zu Haus. Ihre Liebe konnte auch in der Ferne wirken; die Liebe war es, die die Briefe, die Gaben, die Gebete in ihrer Wirkung weiter entfaltete.

Doch wollen wir den Rahmen und die Möglichkeiten dieser Analogie auch nicht überspannen. Selbst im Besitz der Erfolg versprechendsten Analogien muss der nach den Geheimnissen Gottes forschende Verstand die eigenen Grenzen erkennen und anerkennen. Letzt endlich muss er damit zufrieden sein, was der SOHN über die Gemeinschaft Gottes mitgeteilt hat ... im Rahmen unseres Auffassungsvermögens - mitzuteilen vermochte. Diese zeitlose Gemeinschaft wird von unserem, von der Zeitlichkeit geprägtem Bewusstsein, widerspiegelt. Das ist auch der Grund, warum es nach den Mitteilungen durch den Sohn, der aus dieser zeitlosen Gemeinschaft kam, für uns noch immer Geheimnisse gibt. Wir können das Antlitz Gottes, so wie es ist, auch durch ihn nicht vollständig erkennen. Doch bleibt uns die Verheißung: „Ihr werdet sehen...“ (Mk.14,62; Mt.26,64). Beseelt von dieser Hoffnung schreibt Paulus an die Korinther: „Jetzt schauen wir in einen Spiegel und sehen nur rätselhafte Umrisse, dann aber schauen wir von Angesicht zu Angesicht“ (1.Kor.13,12).

Doch bis dies soweit ist, stellt der Mensch Fragen. Und es gibt keine würdigere Frage als diese: Wer und was ist Gott?

## 9. DAS URFAKTUM

### a.- Der Seinsinhalt

Diesen Satz hat Johannes Jesus nicht in den Mund gelegt: „Gott ist die Liebe“ (1.Jn.4,8.16). Vielleicht, weil Jesus dies so auch nie formuliert hat, vielleicht aber auch aus einem anderen Grund. Egal welches der Grund auch ist, eines ist sicher: Johannes hat diese These von Jesus gelernt, denn in dem, was Jesus von und über Gott gelehrt hat, ist diese These - wenn auch nicht im Wortlaut, so doch dem Inhalt nach - enthalten.

In dieser „Theologie“ erscheint die Liebe als Seinsinhalt. Vor allem als der Seinsinhalt des Vaters. Dieser Seinsinhalt ist die Grundlage und die Kraft, durch die er den Sohn liebt: „...die Liebe, mit der du mich geliebt hast...“ (Jn.17,26). Nicht nur der Vater besitzt diesen Seinsinhalt, sondern auch der Sohn: „Bleibt in meiner Liebe. Wenn ihr meine Gebote haltet, werdet ihr in meiner Liebe bleiben, so wie ich die Gebote meines Vaters gehalten habe und in seiner Liebe bleibe“ (Jn.15,9-10). Diese Liebe, als der Seinsinhalt des Vaters, hat nicht nur der Sohn in sich, sondern auch der Mensch. Wenn ich die Ehre nicht bei den Menschen suche, sondern beim Vater, und mein Leben an ihn binde, dann ist es möglich, dass auch ich Besitzer jenes Seinsinhaltes bin, dessen Besitzer Gott ist (Jn.5,41-43). Es handelt sich dabei um ein und denselben Seinsinhalt. Jesus gibt den Seinen den Namen des Vaters kund mit dem Ziel, dass jene Liebe, mit der der Vater ihn geliebt hat, auch in ihnen sei.

Da der Sohn ebenfalls diesen einzigen Seinsinhalt des Vaters besitzt, ist es möglich, sofern wir an diesen Seinsinhalt herankommen, auch den Sohn für uns zu haben. Sobald wir im Besitz dieses Seinsinhaltes sind, erfahren die Außenstehenden, dass wir Jünger des Sohnes sind: „Daran werden alle erkennen, dass ihr meine Jünger seid, wenn ihr Liebe untereinander habt“ (Jn.13,35). Es wird eine Verbindung zwischen ihnen geben, die weit über die Meister - Jünger - Beziehung hinausgeht, denn das Ziel dessen, der gesandt war, bestand nicht nur darin, dass die Liebe - als Seinsinhalt des Vaters - in ihnen sei, sondern auch er: „... damit die Liebe, mit der du mich geliebt hast, in ihnen sei und ich in ihnen“ (Jn.17,26). Die Voraussetzung dafür, dass dieser Seinsinhalt in ihnen sei, ist nicht nur das Kennen des Vaters, sondern auch die Annahme Jesu und das Halten seiner Gebote (Jn.5,43; 15,10). All das, was nach Ansicht des Messias wirklich wichtig und vom Menschen nicht zu vernachlässigen ist, hängt mit dem Besitz dieses Seinsinhaltes zusammen; mit dem Besitz des väterlichen Seinsinhaltes, der nichts anderes ist, als die „Liebe Gottes“. Wenn diese nicht abkühlt, und ihr Besitz nicht geringer wird oder gar verloren geht, dann kommt das zustande, was wirklich wichtig ist: die Rettung/Erlösung (Lk.11,42; Mt.24,12-13).

Dieser Seinsinhalt manifestiert sich durch - das Geben; am vollkommensten dann - wenn alles hingegeben wird, denn: „Es gibt keine größere Liebe, als wenn einer sein Leben für seine Freunde hingibt“ (Jn.15,13). Diese Manifestation ist die wechselseitige Beziehung zwischen Gott und Mensch. Dieser Seinsinhalt entfaltet sich teilweise dadurch, dass wir Jesus annehmen, und dadurch Gott zu unserem zweiten Beziehungspunkt werden lassen, und teilweise unsere „Freunde“ zum zweiten Beziehungspunkt unserer Hingabe machen (Jn.5,42; 15,13).

Der eingangs erwähnte Satz von Johannes identifiziert Gott mit diesem Seinsinhalt, und das mit der gleichen Intensität, mit der Jesus behauptet, Gott ist Geist; oder: der Sohn ist das Leben, die Wahrheit, und der Weg. Anhand der Lehre Jesu konnte unser Buch bestätigen, dass die Liebe eine Zentrallaussage Gottes ist. Im folgenden versuchen wir mit philosophischen Mitteln - und geleitet durch die uns von der Offenbarung dargebotenen Wegweisern - zu beweisen, dass diese Aussage auch eine philosophische Wahrheit ist. Dies natürlich nur in dem Maße, in dem es uns bei diesem Thema möglich ist.

Eine Aussage unserer empirischen Seinsordnung, die von niemand angezweifelt wird, ist die Aussage von der Veränderung. Bei dem, was diese Aussage andeutet, kann folgende Frage entstehen: Ist ein Veränderungsprozess ohne Anfang möglich? Dadurch, dass der innere Widerspruch dieses Begriffes herausgestellt wird, erhalten wir ein grundlegendes Argument, für den philosophischen Nachweis der Existenz Gottes. Diese Aussage (von der Veränderung) der empirischen Seinsordnung bringt das philosophische Denken zum Begriff und zum Faktum, dass es ein Sein ohne Veränderung gibt. Und dieselbe Aussage muss uns nun auch zu dem geoffenbarten Begriff, - dass Gott die Liebe ist - hinführen, um so eine philosophische Aussage daraus zu machen.

Wir untersuchen die empirische Seinsordnung, indem wir den Inhalt der Veränderung näher betrachten. Wir untersuchen nicht die Grundlagen der Veränderung, noch die Möglichkeiten dieser Grundlagen. Wir untersuchen lediglich die Manifestationen, oder anders ausgedrückt: die Beziehungen. Noch konkretisierter: Bei der Seinsebene des Menschen fragen wir nicht nach der Grundlage der Manifestationen; ob diese der Leib oder die Seele ist? Wir fragen auch nicht nach den Fähigkeiten, denen diese Manifestationen entspringen; ob es der Verstand oder der Wille ist? Wir fragen vielmehr nur danach, was der Mensch aufgrund seiner gegebenen Grundlagen und mit Hilfe seiner gegebenen Fähigkeiten tut; d.h. wir fragen, welches diese Manifestationen sind, welches seine Beziehungen, oder genauer gesagt, seine Beziehungsinhalte sind. Eine detaillierte Untersuchung würde den Rahmen unserer Arbeit sprengen. Beginnend mit der niedrigsten Existenzstufe, mit der Stufe der leblosen Materie, über die Stufen der Pflanzen und der Tiere, bis hin zur Stufe des Menschen, stellen wir die sich manifestierenden Beziehungsinhalte der einzelnen Seinsstufen heraus und zeigen auf, dass sich diese Beziehungsinhalte über die gesamte Skala der Erfahrungswelt als eine Einheit darstellen.

### **b<sup>1</sup>.- Die infravitale Welt**

Das einzelne Exemplar nimmt ab, wird weniger, wächst, nimmt zu. Mechanische Kräfte lassen aus zwei eins werden, oder machen zwei und mehrere Stücke daraus. Einige von ihnen senden Strahlen aus, die von anderen aufgenommen werden. Im Vergleich zu den höheren Stufen sind die Beziehungsinhalte dieser Seinsstufe relativ klein. Auf der makrophysischen Ebene ist die Trägheit das Charakteristische dieser Stufe. Diese Trägheit verschwindet aber auf der mikrophysischen Ebene; hier

erweist sich auch die leblose Materie als aktiv, und kann dadurch die Rolle des ersten Beziehungspunktes einnehmen. Die magnetischen Kräfte bauen zu ihrer Umgebung die Beziehung des Beschaffens auf, durch die sie wachsen und sich bereichern kann. Die Elemente mit einer hohen Protonenzahl nehmen durch ihre Strahlung eine gebende Beziehungshaltung zu ihrer Umwelt ein. Bei den organischen Stoffen, die innerhalb der leblosen Materie eine höhere Seinsstufe darstellen, ist es die Affinität, die die Aktivität des Aufnehmens, bzw. des Abgebens erhöht.

### **b<sup>2</sup>.- Das pflanzliche Sein**

Auch auf der vorhergehenden Seinsstufe herrscht das Gesetz der Beständigkeit, die aber nicht von statischer Natur ist. Die infravitale Welt besteht durch ihre dynamischen Beziehungsinhalte; durch diese realisiert sich der Erhalt der Materie. Auf der Ebene der Pflanzen fällt diese Beständigkeit schon als Streben auf. Die Grundlage dieses Strebens ist die Assimilation, bzw. die Dissimilation, die über das Anziehen und das Strahlen hinausreichen. Kraft dieser bekommt das Aufnehmen und Abgeben, das Beschaffen und Hingeben, die Tendenz zur Beständigkeit, zur Perseverenz, den Charakter eines Strebens. Dieses Streben beinhaltet dieselben zwei Grundinhalte der Beziehung, die wir schon auf der vorhergehenden Stufe festgestellt haben. Neben diesen beiden Inhalten stellen wir einerseits auch noch die in sich geschlossene Individualität, d.h. die besser zu erkennende Abgrenzung fest, und andererseits die Tendenz zum Selbstaufbau, zum Wachsen. Durch das Beschaffen und Geben, das sich mit Hilfe der Assimilation-Dissimilation entfalten kann, lässt sich ein Gestalten gut wahrnehmen. (Die Pflanze bringt durch ihre innere Dynamik die verschiedensten Formen und Farben hervor.) Vorerst geschieht dies noch undifferenziert; es geschieht noch innerhalb des Beziehungsinhaltes von Beschaffen und Geben. Wir haben ein Gestalten vor uns, das in seinen Anfängen, in seiner primitiven Form auch schon auf der vorhergehenden Stufe festzustellen ist (als die durch eine innere Dynamik des Atoms gestaltete Struktur). Der vorhin erwähnte Selbsterhaltungstrieb steht hier noch parallel zum „Verbleiben“ der vorhergehenden Seinsstufe. Hier jedoch erscheint schon der Arterhaltungstrieb, bei dem die nicht perennierende Pflanze die Frucht ihrer Aktivität des Beschaffens-Gebens-Gestaltens verselbständigt, indem sie selbst der Auflösung verfällt; die perennierende hingegen tut dies, ohne gleich selbst aufzuhören. Durch die Arterhaltung erweitert sich der Beziehungsinhalt des Gebens.

### **b<sup>3</sup>.- Das tierische Sein**

Auf dieser Ebene des Seins erfährt der Trieb nach Selbständigkeit und Beständigkeit eine Weiterentwicklung. Am auffälligsten zeigt sich dies im Daseinskampf. Da die entwickelteren Arten dieser Ebene über ein Bewusstsein verfügen, das sich auf einem zentralen Nervensystem begründet, erschöpft sich sein Beschaffen nicht in der Assimilation allein: der wahrgenommene zweite Beziehungspunkt wird nicht unbedingt auch assimiliert. Dieser wird zuerst mal nur ins „Bewusstsein aufgenommen“. Das Gestalten hört hier auf, ausschließlich ein Assimilieren-Dissimilieren zu sein. Es wird ein Nest gebaut, eine Höhle gegraben, ein Lager bereitet. Das Tier gestaltet demnach auch außerhalb der Assimilation und über diese hinausgehend. Bei der Arterhaltung zeigt sich die Beziehung von Geben, bzw. Annehmen durch die Geschlechtsfunktionen, die in ihren anfänglichen Formen auch schon auf der pflanzlichen Ebene zu beobachten sind, in der Verbindung von Narbe und Pollenträger. Das Brüten und das Gebären von Jungen ist nicht nur eine Weiterentwicklung des Fruchtbringens, wie wir es bei den Pflanzen gesehen haben, es deutet auch schon auf die nächsthöhere Stufe (die Stufe des Menschen), da das Geben auch hier schon die Sphäre des Opfers erreicht.

### **b<sup>4</sup>.- Das menschliche Sein**

Da das Sein einheitlich aufgebaut ist, führt der Mensch nur all das weiter, was es an Beziehungsinhalten auch schon auf den niederen Seinsebenen gibt. Hier gibt es größere Differenzierungen und einige neue Inhalte. Vom Menschen kann all das behauptet werden, was bei den höher entwickelten Arten der vorhergehenden Seinsebene festgestellt werden konnte. Darüber hinaus kann behauptet werden, dass die individuelle Selbständigkeit, der Selbsterhaltungstrieb und das Streben nach Wachsen hier stärker ausgeprägt ist. Die Manifestationen des Menschen zeigen, dass all diese im Vergleich zum Tier, nicht nur in gesteigerter Form vorhanden sind, sondern auch - relativieren wir es nicht - grenzenlos.

Die Bedürfnisse des Wissenserwerbs sind nicht durch die Assimilation, die Selbst- oder Arterhaltung bestimmt. Die diesbezüglichen Bedürfnisse des Menschen gehen darüber hinaus. Es wird

nicht nur einiges angestrebt, sondern alles. Das Ziel ist das Ganze. Danach strebt er vor allem dann, wenn er etwas erfahren will, wozu er eine ganze Reihe von Möglichkeiten des Wissenserwerbs in Anspruch nehmen muss (z.B. wenn es um Gott geht). Er möchte nicht nur das wissen, was empirisch (im Labor, im Museum) nachweisbar ist, oder mit Hilfe der Gesetze der Logik. Er möchte auch darüber etwas wissen, was der Fachmann oder der Philosoph nicht restlos beweisen kann (wie z.B. die Weltanschauung oder das, woran er glaubt). Der Mensch hat auch Fragen und die Sehnsucht, eine Antwort darauf zu finden, die nur durch die Einsicht und die Annahme befriedigt werden können, und die über das hinausreichen, was unsere empirischen und philosophischen Erkenntnisse bieten können. Der Wissenserwerb trägt das Merkmal der Entwicklung: jede erreichte Antwort wirft neue Fragen auf. Die Aktivität des Wissenserwerbs ist grenzenlos; das Forschen geht immer weiter. Der Mensch möchte die Wirklichkeit, die in ihm selbst und außerhalb von ihm ist, in ihrer Gesamtheit und in ihren letzten Gründen erfassen.

Auch das Bedürfnis Besitz zu erwerben erweist sich beim Menschen als etwas, das grenzenlos entwicklungsfähig ist: kein Lebensstandard befriedigt ihn, und jedes erreichte Ziel stachelt zu einem neuen an. Außer dem Reichtum strebt er auch nach Macht, und auch hier kennt er keine Grenzen. Die Lust, die Existenz in stetig wachsendem Reichtum zu verbringen, wird auch durch die Tatsache des biologischen Todes nicht gebrochen. Er beansprucht ein Leben ohne Ende, und dabei Möglichkeiten, die über jene hinausgehen, die das biologische Leben zu bieten hat. Er möchte den vollen Seinsinhalt besitzen, den er Gott nennt.

Von der gleichen Grenzenlosigkeit ist auch die Aktivität des Gestaltens geprägt. Das Bereiten eines Lagers beim Tier hat sich beim Menschen zur Kunst des Haus-, Wohnungs- und Gartenbaus entwickelt. Dies setzt sich am Gestalten des eigenen Körpers fort durch die Kleidung, den Schmuck, das Tätowieren, die Haartracht und die Kosmetik. Die Assimilation wird zur Kochkunst entwickelt. Das Streben, zu gestalten, verlässt den Bereich des Nützlichen und gelangt zur Kunst im eigentlichen Sinne. Über das Aneignen der gegebenen Wirklichkeit hinaus, „schafft“ er durch sein künstlerisches Gestalten eine andere Welt (die Welt des „Autors“ und des „Werkes“). Durch das Gestalten jener Materialien, die ihm in die Hände gelangen, schafft er die bildende Kunst, durch die Beweglichkeit seines Körpers die Tanzkunst, mit Hilfe seines Wortschatzes die Dichtung, seiner Stimme den Gesang, und der künstlich hergestellten Töne die Musik. Bei all dem treibt ihn das noch nicht Erreichte und das noch Vollkommenere stets weiter. Der gestaltende und schaffende Mensch ahnt, dass er nicht nur seinen Körper, sondern auch darüber hinaus, sich selbst gestalten kann („Der Charakter ist mehr als das Werk“). Doch damit erreichen wir den Bereich des Gebenwollens.

Das Geben, das sich in den vorhergehenden Seinsstufen als Strahlung, als Beziehung zwischen Narbe und Pollenträger oder als Geschlechtstrieb erkennbar macht, erfährt auf dieser Stufe ebenfalls eine Weiterentwicklung. Hier finden wir das Verliebtsein vor, bei dem es nicht nur darum geht, die Libido zu befriedigen, sondern auch darum, die Person vom anderen Geschlecht für sich zu haben; wo es nicht nur um den Samenaustausch geht, sondern um viel mehr. Man will dem anderen viel mehr geben, man will ihm alles geben, man will sich selbst geben. Das Verliebtsein verbindet die Sexualität und die Liebe (als Abbild des Urbildes). Im Zusammenhang mit dem Aufziehen der Nachkommen gewinnt das Geben mit der Zeit an Intensität; so sehr, dass es bei der elterlichen Fürsorge fast als selbstverständlich betrachtet wird, dass man sich beim Geben völlig hintansetzt, sozusagen, sich selbst „vergisst“. So wie wir beim Streben nach Besitz und nach Macht (- die die Folge des Strebens nach Besitz ist - ) ein ständiges Ausweiten feststellen können, so können wir auch hier feststellen, dass die Bereitschaft zum Dienen nicht an der Grenze der eigenen biologischen Gemeinschaft halt macht, sondern sich über die ganze menschliche Gemeinschaft erstrecken möchte. Sowohl innerhalb der Familie, als auch darüber hinaus, stellen wir das Bedürfnis fest, alles hingeben zu wollen, bis hin zur Hingabe des eigenen Lebens; - gelegentlich nicht nur als Bedürfnis, sondern auch als Zwang. Der Mensch stuft dies als sakralen Wert ein, und stellt es mit dem Opfer im ureigensten Sinn gleich. Dieses Streben, geben zu wollen, trachtet immer danach, einen zweiten Bezugspunkt in der Transzendenz zu bekommen. Der Mensch ist immer bereit, ein Opfer zu werden, unabhängig davon, ob dies nun auf dem immanenten oder dem transzendenten „Altar“ geschehen mag. Je höher das Geben ethisch eingestuft wird, um so mehr wird das „Nehmen“, - das nur dem Gesetz der reinen Kraft folgt - als des Menschen unwürdig gebrandmarkt. In all dem trägt den Menschen die Hoffnung, das Sein in besonderer und vollkommener Weise zu besitzen.

Zusammengefasst: Mit Hilfe des Glaubens versucht das menschliche Streben nach Wissen, vollkommen zu schauen; die Hoffnung bestärkt ihn, alles besitzen zu können; und über die alles hingebende Liebe versucht er, in den Besitz des vollkommenen Seinsinhaltes zu gelangen. Oder noch anders ausgedrückt: Das letzte Objekt seines Strebens - ist Gott. Dem vollkommenen Seinsinhalt gibt er den Namen „Gott“.

#### **b<sup>5</sup> - Das göttliche Sein**

Aufgrund jener Beziehungsinhalte, die wir als gemeinsame der durch uns erfahrbaren Seinsstufen festgestellt haben, versuchen wir jene herauszufinden, die als Beziehungsinhalte des göttlichen Seins gelten. Der Beziehungsinhalt des Beschaffens kann nicht als solcher gelten; nicht, da eine Wirklichkeit, die außerhalb der absoluten Wirklichkeit existieren würde, apriori auszuschließen ist. Es kann nur eine Wirklichkeit sein, die mit ihr gleichzusetzen ist, die in ihrem Bewusstsein und Besitz ist, die zu ihr gehört. Und aus dem gleichen Grund kommt auch die Beziehung des Nehmens nicht in Frage. Und das Gestalten, als das Gestalten dessen, was beschafft wurde, hat das gleiche Los. Beziehung und Beziehungsinhalt ist das allgemeingültige Prädikat des Seins. Ein Sein ohne Inhalt und ohne Beziehungsäußerung ist einfach nicht vorstellbar. Nach diesem Ausschlussverfahren ist festzustellen, dass der göttliche Seinsinhalt und dessen Manifestation (d.h. der Beziehungsinhalt innerhalb Gottes) einzig und allein das Geben sein kann, Selbst ein Nehmen innerhalb Gottes kann nicht dessen Seinsinhalt sein, denn der göttliche Seinsinhalt ist unteilbar und unaufteilbar. Entweder, dieser Seinsinhalt ist im ersten Beziehungspunkt, - der der Initiator des göttlichen Lebens ist - vorhanden, oder er ist nicht vorhanden (,denn nur ein Stück davon kann es nicht sein). Ist er vorhanden, so kann der initiatorische erste Punkt der Beziehung nicht ein Nehmender sein, da alles in ihm ist, und er nicht hat, von wo zu nehmen. Ist er aber nicht vorhanden, so fehlt aus ihm der Seinsinhalt, d.h. er ist auch nicht, denn ohne Seinsinhalt gibt es kein Sein. Der wahrhaft Seiende, Gott, der im Besitz des Seinsinhaltes ist - kann nur geben. Es gibt demnach der Seinsinhalt, der ein Maß nicht kennt: das Absolutum. Er ist also im Besitz dessen, was er zum Geben braucht. Es gibt das Absolutum, das gibt. Es gibt das Absolutum, das gegeben werden kann. Es gibt das Absolutum, dem gegeben werden kann.

Auch Gott hat demnach einen Seinsinhalt und dessen Manifestation. Sein Seinsinhalt ist die Liebe; dessen Manifestation das Geben. Gott liebt: Gott gibt Gott Gott. Und durch dieses Geben gestaltet er sich selbst. - Haben wir etwa damit den Bereich der Philosophie schon verlassen? Nicht unbedingt! Warum soll Gott den Menschen nicht so geschaffen haben, dass er mit Hilfe des Verstandes, den er von ihm erhalten hat, immer mehr von ihm erforscht? Warum sollte dies nicht der Fall sein? Hat er doch uns für sich selbst geschaffen! Hat er uns doch als jemand geschaffen, der mit Hilfe des Verstandes immer näher an ihn herankommen möchte!

#### **c. - Der tiefste und letzte Grund der Manifestationen**

Für Gott gibt es kein höheres Prädikat, als dieses: „Gott ist die Liebe“. Dies sagt etwas über den Seinsinhalt aus. Nichts geht dem Seinsinhalt vor, auch das Sein selbst nicht. So etwas ist weder zeitlich, noch logisch vorstellbar, da der Seinsinhalt nie der Besitz des Seins ist, noch das Sein der Besitz des Seinsinhaltes. Auch der Seinsinhalt existiert nicht vor dem Sein. Dieser Sachverhalt kann so ausgedrückt werden: Es gibt kein Sein ohne einen Seinsinhalt, aber auch keinen Seinsinhalt ohne ein Sein. Einen Seinsinhalt ohne ein Sein gibt es nur als Wissensinhalt; außerhalb des Wissens existiert er so nicht. Und ebenso ist es mit dem Sein. Außerhalb des abstrahierten Wissens hat ein Sein ohne einen Seinsinhalt keinen Sinn; und umgekehrt gilt das gleiche! Sie zusammen sind eine unteilbare Wirklichkeit; - nur das menschliche Denken unterscheidet zwischen den beiden.

Durch den brennenden, doch nie verbrennenden „Dornbusch“ des Neuen Testaments stellt sich Gott so vor: Ich bin der, der liebt. Ich bin der, der gibt. Logisch betrachtet steht diese Aussage nicht vor der Aussage des Alten Testaments: Ich bin, der ich bin. Wenn der sich im Alten Testament Vorstellende nur vom Sein allein spricht, so tut er dies nur formal. Denn tatsächlich macht er auch eine Aussage über den Seinsinhalt. Dem Mose stellt er sich als Gott vor, der wahrhaft und tatsächlich einen Seinsinhalt hat, im Gegensatz zu den Götzen, die nur menschliche Erfindungen sind. Für unser durch die Scholastik geprägtes Wissen verfügt er über ein besonderes Sein: Nur Gott allein ist der, der einfach ist, da er sein muss. Darüber gibt es nichts zu diskutieren. Dieses Sein steht im Gegensatz zu allem anderen Sein, das mehr oder weniger nur ein Zufallsprodukt ist. Er muss existieren, da er der Träger eines Seinsinhaltes ist, dessen dazugehöriges Sein kein Zufallsprodukt sein kann.

Hier kann lediglich davon die Rede sein, ob der im alten oder neuen Bund sich Vorstellende eine tiefer gehende Aussage über das Sein Gottes machen wollte oder nicht, nicht aber davon, ob die Mitteilung des alten Bundes etwas Grundlegenderes ausdrückt, als es die des neuen Bundes tut. Auch wenn wir unsere Voreingenommenheit für das Neue Testament beiseite stellen, müssen wir sagen, dass die Aussage des Neuen Testaments über das notwendige und absolute Sein weit über das hinausgeht, was wir mit Hilfe der Negationsmethode und der Aussage über das Absolutum feststellen können. Sie geht darüber hinaus, da sie den Seinsinhalt Gottes - ohne die Aussage des Alten Testaments zu leugnen oder beiseite zu lassen - durch ein seinsinhaltliches Moment darstellt, das die empirische Wirklichkeit nicht leugnet, sondern vielmehr deren Konvergenzpunkt ist. Es gibt nichts, nach dem sich der Mensch (und dies je mehr er diesen Namen verdient) mehr sehnt, als nach der Liebe; mehr als nach der Wahrheit.

Es gibt keine weitergehende Aussage über Gott, als die Liebe. Logisch gesehen gibt es nichts, - keinen Träger, keine Substanz - was der Liebe voranginge. Nach der Liebe, die das Sein Gottes bestimmt, können wir so nicht fragen: Woher kommt diese Liebe, die, wie jede Haltung, nur die Manifestation eines Trägers sein kann; eines Trägers, der aus sich diese Manifestation entfaltet. Warum können wir so nicht fragen?

Der Begriff „Substanz“ ist ein Produkt des menschlichen Denkens. Die Kausalität kennen wir als ein Gesetz des Daseins, und solange wir nicht nach dem letzten Grund, nach dem Grund fragen, der außerhalb der Manifestation liegt, sondern nur innerhalb des Trägers dieser Manifestation, solange wird die Frage nach dem Grund notwendigerweise eine Frage nach der Substanz, nach dem Grund der Manifestation bleiben. Die Mikrophysik nimmt uns zunehmend die Illusion, den letzten Träger der empirischen Realität erfassen zu können, ihn mit Hilfe der Naturwissenschaften beschreiben zu können. Wir gewinnen immer mehr den Eindruck, dass wir über das Wahrnehmen der Manifestationen nicht hinaus kommen. Dies aber bedeutet, dass die Substanz möglicherweise bloß als Wissensinhalt existiert. Der letzte Grund der Manifestationen des Individuums, nach dem wir suchen, kann mit den Methoden, die uns zur Verfügung stehen, nicht erfasst werden, und daher erscheint uns seine Existenz außerhalb unseres Wissensinhaltes als außergewöhnlich problematisch. Bei der belebten Materie machten wir uns schon immer weniger Illusionen darüber, dass wir das Geheimnis des Lebens, d.h. den letzten Grund der Lebensmanifestationen mit Hilfe der Naturwissenschaften erfassen könnten. Suchen wir aber nach dem adäquaten, d.h. nach dem letzten Grund des geistigen Phänomens des Menschen, dann überschreiten wir von Anfang an die Möglichkeiten, die Substanz mit Hilfe der Naturwissenschaften erfassen zu können. Suchen wir aber nicht nach dem adäquaten Grund, weil wir den Grund der geistigen Phänomene in der Materie suchen, so erscheinen noch mehr naturwissenschaftliche Probleme, als die Biologie sie schon hat beim Suchen des adäquaten Grundes.

Die „geistige Substanz“ setzt hinter der Welt der geistigen Phänomene, die mit Hilfe der naturwissenschaftlichen Methoden nicht beschrieben werden können, eine Substanz voraus, die ebenfalls von der Naturwissenschaft nicht beschrieben werden kann. Es ist der „Geist“, den sie hinter den geistigen Manifestationen voraussetzt. Von der Substanz stellt die Philosophie fest, dass sie eine „Nicht-Materie“ ist, und aufgrund der Manifestationen stellt sie geistige Fähigkeiten fest, die logisch gesehen vor den Manifestationen da sind, wie z.B. die nicht-materielle Wirklichkeit, die über Verstand und Willen verfügt. Und im Falle Gottes: die notwendigerweise daseiende nicht-materielle Wirklichkeit, die über einen absoluten Verstand und Willen verfügt. Positiv ausgedrückt beinhalten diese Definitionen lediglich Grundfähigkeiten zu Manifestationen, die entweder empirisch oder über den Weg der Schlussfolgerung erfahren werden können. Dies geschieht nach den Gesetzen des Denkens, und nach diesen Gesetzen wird immer nach dem Letzten gefragt, sowohl beim Individuum, als auch dann, wenn es um die Gesamtwirklichkeit geht. (Die „Nicht-Materie“ ist keine positive, sondern eine negative Information). Demnach können diese Definitionen zu den Trägern nichts anderes sagen, als deren Manifestationen zu benennen. Diese allgemeine Unfähigkeit veranlasst uns, diese Frage zu stellen: Ist die nicht-erfassbare Substanz nicht vielleicht auch eine nicht-existierende? Oder konkreter: Erschöpft sich das Sein - unabhängig davon, welches dies ist - nicht vielleicht in seinen Manifestationen? Ist vielleicht die Materie, die belebte Materie, der Mensch, Gott, nichts weiteres als die Summe ihrer jeweiligen Manifestationen? Ist vielleicht der Begriff „Substanz“ lediglich das Produkt des menschlichen Denkens, das nach dem letzten Grund sucht und hinter die Phänomene schauen will? Ist vielleicht nicht gerade das der Grund, warum dieses Suchen erfolglos ist, und vielleicht auch erfolglos bleiben



muss?! Oder haben wir gar schon das Letzte erreicht, ist es uns möglich die tiefsten Tiefen der Manifestationen, der Haltungen zu erfassen?

Es scheint also, dass wir den Kern des Seins innerhalb der Manifestationen suchen müssen. Unser Sprachgebrauch soll uns bei dieser Hypothese behilflich sein. Die Manifestationen der belebten Materie fassen wir am umfassendsten durch das Wort „lebt“ zusammen. Wollen wir die substantive Form, so sprechen wir vom „Leben“. Dieses Wort kann zwei verschiedene Inhalte haben. Einmal kann die Betonung auf der Zeitfolge und auf dem Wie liegen. Dann aber kann es auch die undifferenzierte Summe der Manifestationen darstellen, d.h. es ist abstrakter gedacht. Andere Sprachen haben dafür auch zwei Ausdrucksformen: *il vivere - la vita; le vivre - la vie; living - life*; oder aus dem Deutschen als Illustration: das Lieben - die Liebe. Einmal geht es mehr um die Manifestation, dann mehr um den Träger dieser Manifestation; doch immer bleiben wir in der Welt des Verhaltens. Wir verstehen die Liebe als die Ursache des Liebens. Durch sie haben wir eine Erklärung für das Lieben, ohne nach einer letzten geistigen Substanz suchen zu müssen. Wir betrachten die Liebe als eine Wirklichkeit, die ausreicht, die Ursache ihrer eigenen Manifestationen zu sein, durch die in den verschiedensten Verhalten das Lieben erfahrbar wird.

Es ist demnach nicht dem un-metaphysischen Stil des Sohnes zuzuschreiben, dass er sich selbst mit Seinsinhalten identifiziert hat. In einem Kulturkreis, in dem man dem Namen JAHWE (=Ich bin der, der ist) in numinosem Respekt begegnete, hätte man Jesus sofort verstanden, hätte er diesen Namen durch folgendes ersetzt: LETZTE URSACHE (*αίτια εσχάτη*) oder LETZTER GRUND (*θεμελιον εσχατον*). Doch getan hat er dies nicht. Er stellte Gott als Inhalte, als Manifestationsinhalte dar: Er nennt ihn das LEBEN, den WEG, die WAHRHEIT, die RETTUNG, die LIEBE, usw.

In der Sprache des Sohnes, die er unter uns benutzt hat, wird Gott als Seinsinhalt dargestellt, der sich durch die Manifestationen entfaltet. Und diese Manifestationen werden als Beziehungen beschrieben.

#### **d.- Die Beziehung, als konstituierender Grund**

Drücken wir unseren Gedanken in der Sprache der Scholastik aus, oder besser gesagt, mit Hilfe eines scholastischen Absurdums, so sagen wir, die Beziehung innerhalb Gottes sei kein Akzidens, sondern eine „forma substantialis“. Diese Beziehung macht Gott zu dem, was er ist. In den Augen der Scholastik besteht das Absurdum darin, dass die Beziehung nur die Folge einer Wirklichkeit sein kann, die durch die „forma substantialis“ zu dem wird, was sie ist. (Gott aber, der bar jeder Materie ist - so könnte man sagen - wird durch eine „forma sola“ zu dem, was er ist.) Eine Beziehung, die der Realität entspricht, so wie diese ist, kann nur einer Realität entspringen, die dem entspricht, was sie ist.

Wenn Gott die Liebe ist, so ist er notwendigerweise auch Beziehung. Er muss sich als jemand manifestieren, der aktiv ist. Wenn nun mal die Liebe die letzte Aussage ist, so muss in ihm das bleibende Fundament der Manifestationen vorhanden sein. In der Äußerung: „Die Liebe, mit der du mich liebst“ - lässt das „mich liebst“ das Lieben anklingen, das als ein Strömen vom Vater zum Sohn und zurück erfahren wird. „Die Liebe“ bezeichnet das Fundament jener Haltung, die „das Lieben“ entstehen lässt. Die Liebe strömt durch das Lieben vom Vater zum Sohn; so gelangt die Strömung in den Sohn. Die Liebe gelangt durch den Geist der Liebe in den Sohn, jene Liebe, durch die der Sohn zu Gott, zur LIEBE wird. Im Besitz dieser Liebe wird der Sohn dazu fähig, den Vater zu lieben; er erwidert ihm das, was er von ihm bekommen hat: durch den GEIST dieselbe Liebe. Durch diese Erwidderung erfährt die LIEBE eine Bereicherung; ein neues Moment kommt hinzu. Dieses Moment ist die Einheit der Zwei, der Drei. Diese Einheit umfasst das Ineinandersein, das gemeinsame Besitzen, und die Einzigkeit der Beziehungen, die aus den Zwei-Drei ausgehen und zu ihnen zurückkehren und dabei deckungsgleich, eigentlich eine einzige ist. Kraft und als Ergebnis der Liebe konstituiert das Lieben einen geschlossenen Kreis: die Liebesgemeinschaft, die einzig und allein die Bezeichnung „Gemeinschaft“ verdient und als solche vollwertig ist. Das Lieben konstituiert eine Gemeinschaft, die wahrhaft Gemeinschaft ist, weil sie eine vollkommene Einheit bildet.

Durch diese Beziehung wird Gott zu dem, was er ist: Gott. Die Liebe ist die „causa constitutiva“ Gottes. Ohne diese Beziehung und ohne die Fülle der Beziehung ist Gott - nicht. Durch diese - ist er. Die Fülle der Beziehung konstituiert Gott. Betrachten wir die zeitlosen Momente dieser Kreis-Beziehung im einzelnen, so werden wir - solange wir nicht ans Ende gelangt sind - immer sagen müssen: „... dies ist noch nicht Gott“. Als Beispiel: Gott liebt ... er ist noch nicht Gott; Gott liebt sich selbst ...er ist es noch nicht; der Vater liebt den Sohn ... er ist noch nicht der Vater, bzw. der Sohn, er

ist noch nicht Gott. Erst wenn wir an das Ende dieser Beziehung gelangt sind, erst wenn das Bedürfnis der Liebe, Liebe zu geben und Liebe zu bekommen, innerhalb dieser Liebesgemeinschaft befriedigt ist, erst dann - ist er „schon“.

Erst wenn der Kreis vollkommen und eins geworden ist. Wenn der Vater den Sohn durch die LIEBE liebt, indem er sich und seinen Geist, die Liebe, hingibt; und der Sohn den Vater mit der LIEBE, die er bekommen hat, liebt, indem er sich und seinen Geist, die Liebe, hingibt - erst dann ist Gott. Dadurch konstituiert er sich zu dem, was er ist. Da es sich um eine zeitlose Beziehung handelt, besteht kein Widerspruch in der Aussage: Wenn der Vater liebt ... dann ist der Vater noch nicht.

Dieser Eindruck, es bestünde ein Widerspruch, ist lediglich das Produkt unserer Auffassung von der Substanz. Dieser Betrachtungsweise nach gibt es in der ersten logischen Phase - das Individuum; in der zweiten ist das Individuum das, - was es ist; in der dritten treten die Fähigkeiten in den Vordergrund, und in der vierten die Manifestationen. - Existencia, essentia, natura, accidentia. - Dies aber sind Begriffe unseres nach dem Grund fragenden Verstandes. Es sind Wissensinhalte, deren Existenz außerhalb des Bewusstseins problematisch ist. Das jesuanische Gottesbild kennt solche Abstufungen nicht; es beginnt mit der letzten: der sich selbst hingibt - der ist Gott. Wer in Liebe liebend eine Einheit der Liebe bildet - der ist Gott. Gott ist eine innige Beziehung; ohne diese Beziehung - ist er nicht. Er ist nur durch diese Beziehung.

Bei der Annäherung an das jesuanische Gottesbild bereitet gerade unser eigenes Denken in Stufen die Schwierigkeiten, die der Sohn, der die menschliche Natur kannte, als nicht notwendig betrachtete. Damit setzt sich Jesus nicht über die menschliche Logik hinweg; er hat sich lediglich von den „Stufen“ freigehalten, die die griechische Philosophie auch zu seiner Zeit schon kannte, und die durch die Scholastik zum Blühen gebracht wurden.

Mit großer Selbstverständlichkeit versucht er Philippus beizubringen, dass es keinen Sinn macht, in Gott nach dreien zu suchen, obwohl er doch selbst vom Vater, vom Sohn und vom Hl. Geist gesprochen hat. Auch Philippus scheint ein fest gefügtes Bild zu haben von dem, was eins bedeutet: es besteht in sich, es ist in sich abgeschlossen, es ist statisch. Als solchen sah er den Sohn, aber auch den Vater. Dies erklärt seine Frage und die Unzufriedenheit mit der Antwort, die er auf seine Frage bekommen hat. Jesus sagt nicht zu ihm: Ich verstehe deine Schwierigkeiten. Seine Antwort lässt vielmehr die Schwerfälligkeit anklingen, die Philippus und seine Kollegen an den Tag legen. Und obwohl er die menschliche Natur sehr gut kennt, antwortet er an ihr vorbei: „Schon so lange bin ich bei euch, und du hast mich noch nicht erkannt ... wie kannst du sagen ... Glaubst du nicht, dass ...“ (Jn.14,9-10). Wenn die Liebe nicht am Ende der Reihe „existencia-essentia-natura“ steht, sondern gleich am Anfang, - als Urfaktum - dann werden unsere Schwierigkeiten geringer sein, und wir verstehen, warum Jesus etwas ungehalten war.

Gäbe es für den Menschen eine tiefergreifende und endgültigere Aussage über das Wesen Gottes, die aber auch aussprechbar ist, als diese: „... der Vater liebt den Sohn...“, so hätte der Sohn, als er unter uns weilte, diese Aussage mit Sicherheit gemacht. Er aber hat nur das gesagt, was wir vorhin schon gehört haben, und daher ist dies als Urfaktum Gottes zu verstehen. Wenn aber dies das Urfaktum ist, so verliert die Schwierigkeit des Philippus an Bedeutung. Wenn nicht die in sich abgeschlossene, statische Individualität als erster Schritt des Denkens zu betrachten ist, - sondern die nicht in sich verschlossene absolute Einzigkeit der Individualität (deus unus) - dann erscheint die Dreifaltigkeit nicht als ein nicht einsehbarer Widerspruch. Wenn wir über Gott nicht mehr wissen, als dass er „die Liebe ist“, dann leuchtet es beim Wissen, dass Gott einzig ist (deus unus), auch ein, dass er drei ist (deus trinus). Und dem Menschen leuchtet auch ein, dass dies kein Widerspruch, sondern eine Notwendigkeit ist. Wenn Gott Beziehung ist, dann kann Gott nicht sein, ohne der Initiator, der Erreichte, der Inhalt zu sein. Nur wenn er all dies ist, kann er sein. Wenn Gott Beziehung ist, dann ist er notwendigerweise einer, und notwendigerweise drei. Wenn Gott Liebe ist, dann ist er notwendigerweise ein Strömen der Liebe zwischen den Liebenden. Als Person ist er drei. Und nach unserem heutigen Wissensstand bedeutet „Person“: geistige Existenz, die für andere geöffnet ist, die den anderen sucht.

### **e.- Zusammenfassung**

Der alte Begriff der „Person“ hängt geistig eng zusammen mit dem Begriff des Substanz-Individuums. Nehmen wir diesen Begriff als Grundlage, so scheint die etwas ungehaltene Reaktion Jesu auf die Schwerfälligkeit des Philippus als unbegründet. Die eine „ουσια“ (=Wesen) und die

drei „ὑποστάσις“ (=Substanz, Grundlage, Natur, Person) hinterlassen den Eindruck einer statischen Abstraktion. Dies erst recht, stellen wir sie dem Bild gegenüber, das Johannes in seinem ersten Brief zeichnet, bei dem er die „ἀγάπη“ mit „θεός“ gleichsetzt. Mit jenem Bild, das uns die Möglichkeit zu bieten scheint, tiefer in das Geheimnis des „Drei = Einer“ schauen zu können. Denn wie sollte Gott Liebe sein, gebe es nicht den, der liebt, der geliebt wird, nicht die Liebe und die Gabe, durch die geliebt wird!?

Wir mussten daher den traditionellen Begriff „Person“ durch einen neuen ersetzen, durch den „Beziehungspunkt der Liebe“. Sind wir aber der Meinung, der traditionelle Begriff dürfte nicht ausgetauscht werden, so muss ihm wenigstens ein neuer Sinngehalt gegeben werden. Ein solches Auswechseln stünde überhaupt nicht außerhalb der Tradition. Schon der hl. Augustinus hat erkannt, dass die Beziehung innerhalb der Hl. Dreifaltigkeit weit über das hinausgeht, was die der aristotelischen „Substanz“ beigefügten Präposition „προς τι“ ausdrücken kann. Dieses Plus brachten wir dadurch zum Ausdruck, dass wir die dreifaltige Beziehung als konstituierenden Grund des dreifaltigen Seins Gottes hinstellten.

Revolutionär bei diesem Schritt ist lediglich, dass wir die Existenz sowohl des Vaters, als auch des Sohnes, wie auch des GEISTES aus der Liebe erklären. Dies steht der traditionellen Auffassung gegenüber, nach der der Vater die Quelle des Verstandes und der Liebe ist, der Sohn durch die verstandesmäßige Aktivität des Vaters geboren wird, und der GEIST dem Wollen (der Liebe) des Vaters entspringt. Wie wir gesehen haben, ist der Vater nicht der ur-alleinige Gott, sondern lediglich der initiale, d.h. der Erste Punkt der Liebesbeziehung, der insofern ist, dass die Liebe, die von ihm ausgeht, zu ihm zurückkehrt, d.h. die Liebe des Sohnes kehrt durch den GEIST zu ihm zurück, und auf diese Weise schließt sich der zeitlose Kreis der Beziehung der LIEBE völlig. Nur dadurch und als Folge dessen gibt es Gott, der die LIEBE ist, die ZEITLOSE GEMEINSCHAFT, die VOLLKOMMENE EINHEIT! Zu dieser Einsicht wurden wir durch die Tatsache gezwungen, dass die Liebe des Vaters zum Sohn in den jesuanischen Äußerungen bei weitem reichlicher dokumentiert ist (Nr.4b,c), als die Tatsache, dass der Vater den Sohn kennt (Nr.4a). Ebenso die Tatsache, dass die Haltung des Sohnes zum Menschen eher die Haltung der Liebe ist, als die der Wissensvermittlung; das Vermitteln von Wissen stellt er in den Dienst der Liebe: die frohe Botschaft steht im Dienste der Verheißung, des Lohnes. Zu bedenken ist auch, dass der Geist der Liebe nicht weniger teilhat am Wissen des Vaters, als der Sohn. So wie das Wirken des Sohnes, so ist auch das Wirken des Hl. Geistes - das auf den Menschen ausgerichtet ist - ein Hinführen und ein Bekräftigen in der Wahrheit. (Seit dem Pfingsttag lässt er die Jünger einen todesverachtenden Mut erleben.) Weder die innere, noch die äußere Beziehung der Hl. Dreifaltigkeit weisen jene Akzentuierung des Verstandes, - die die theologische Tradition dem Sohn zuschreibt - noch die des Wollens, - das durch die Liebe geprägt ist, und hauptsächlich mit dem Hl. Geist in Verbindung gebracht wird, auf. Philosophisch untermauern wir unseren Standpunkt dadurch, dass eine derartige trennende Unterscheidung der beiden geistigen Aktivitäten bei Gott nicht gerechtfertigt ist. Gerechtfertigt ist sie nur bei einem Wesen, bei dem diese geistigen Aktivitäten unabhängig voneinander funktionieren können, wie z.B. beim Menschen. Er kann ein reiches Wissen haben, - auch darüber, dass „geliebt werden muss“ - und trotzdem will er nicht lieben. Bei Gott aber ist so etwas nicht möglich. Durch ihn und von ihm kann nichts ausgehen (weder innerhalb noch außerhalb seines Lebens), was nicht gleichzeitig auch das Produkt seines Wissens und Wollens (das immer von der Liebe gelenkt ist) ist. Aus diesem Grund ist es im Falle der Hl. Dreifaltigkeit viel richtiger von einem „νοῦς“-geprägten „ὁρμή“ zu sprechen, als von Vernunft und Willen. (νοῦς =Verstand / Vernunft; ὁρμή = Antrieb/Wollen). Die geistige Fähigkeit des Gottes, der Liebe ist - ist die Fähigkeit, durch den νοῦς - geprägten ὁρμή das Lieben möglich zu machen (Nr.15a). Doch damit erschüttern wir noch nicht die Grundlagen der Psychologie, die sich mit den geistigen Fähigkeiten beschäftigt, da es auf jeder Stufe des Seins nämlich so ist, dass die Bestrebungen des Wollens immer auf der Grundlage der (realen oder analogen) Vernunft entstehen. Die Aktivitäten des Menschen werden z.B. dann als „actus humanus“ eingestuft, wenn die Akte des Willens die Ergebnisse intellektueller Entscheidungen sind. (Dem „actus humanus“ steht der „actus hominis“ gegenüber, der eine reflexbedingte Aktion und charakteristisch für die infrahumane Seinsstufe ist.)

Bei unserem Modell von der Hl. Dreifaltigkeit ergibt sich noch das Problem, ob es möglich ist, den Hl. Geist als den Dritten zu bezeichnen, wenn er doch der Geist des Vaters ist, und dieser den Sohn durch den Geist liebt. Logisch gesehen, kommt doch da der GEIST vor dem Sohn: Der Vater(1) liebt durch seinen Geist(2) den Sohn(3). Hier haben wir es mit dem Nacheinander der Logik zu tun! -

darüber besteht kein Zweifel. Doch stellen die Bezeichnungen: Erster, Zweiter, Dritter, innerhalb der Hl. Dreifaltigkeit nicht die „logische Reihenfolge“, sondern die Punkte der Beziehung, d.h. die „Reihenfolge der Beziehung“ dar. Es ist die Reihenfolge, bei der der Inhalt der Beziehung den dritten Punkt darstellt, während der, der einen anderen mit diesem Inhalt anstrebt, der erste Punkt ist, und der Angestrebte der zweite.

Die Liebe des Vaters zum Sohn ist noch nicht die Dreifaltigkeit. Zur Dreifaltigkeit wird sie erst dadurch, dass der Sohn diese Liebe des Vaters mit gleicher Intensität erwidert. Betrachten wir die nun abgeschlossene Dreifaltigkeit in ihrer logischen Reihenfolge, so ergibt dies ein sonderbares Ergebnis: der Vater(1), der GEIST(2), der Sohn(3) und dann zurück: der Sohn(3), der Geist des Sohnes(4), der Vater(5). Fassen wir die Stellungen - in dieser logischen Reihenfolge - der einzelnen zusammen, so ergibt das folgende Bild: der Vater(1+5=6), der Sohn(3+3=6), der GEIST(2+4=6); jeder von ihnen besetzt die Zahl 6, bzw. die Zahl 3 ( $6:2=3$ ). Demnach scheint es innerhalb der Hl. Dreifaltigkeit keine logische Reihenfolge zu geben.

Nehmen wir unser Abbild zu Hilfe, so wird es noch offensichtlicher, dass die Reihenfolge innerhalb der Hl. Dreifaltigkeit nur die Merkmale einer Reihenfolge der Beziehung aufweist. Der Geist des Mannes, der die Frau erblickt, und sich ihr hingibt, ist, der Logik nach, eher als die Frau: der Mann(1), der erkennende - liebende Geist des Mannes(2), die Frau(3). Auch bei der „Abbild - Beziehung“ gibt es für den Mann, - als Punkt der Beziehung - zuerst das Ziel der Beziehung (die Frau), und dann erst den Inhalt der Beziehung (der die Frau erkennende und liebende Geist des Mannes). Sein Geist ist lediglich das Mittel, durch das er sein Ziel, die Frau, erreicht. Auch der Vater liebt den Sohn (Ziel) durch seinen Geist (Mittel). Die Reihenfolge, wie sie der Abschied nehmende Jesus aufgestellt hat (Vater, Sohn, Hl. Geist / Mt. 28,19), wird durch unser Modell überhaupt nicht durch einander gebracht.

Wir stellen dies bildlich dar:

Wer das Ziel setzt,	ist der VATER;	er ist der Erste;
Wer das Ziel ist,	ist der SOHN;	er ist der Zweite
Wer das Mittel zum Ziel ist	ist der GEIST;	er ist der Dritte

Der dreifaltige Gott nannte sich beim brennenden, aber nicht verbrennenden Dornbusch den, DER IST: „Ich bin der, der ist. Und er fuhr fort: So sollst du den Israeliten sagen: Der, „der ist“ hat mich zu euch gesandt ... Das ist mein Name für immer, und so wird man mich nennen in allen Generationen“ (Ex.3,14-15). Vertiefen wir den Inhalt des beim Dornbusch erklungenen Namens mit den Mitteln der Philosophie, so entdecken wir darin die Aussage der Liebe, die unsere These vom Subjekt des „Der-ist“ behauptet. Die Bezeichnung „Der-ist“, die den notwendig Seienden voraussetzt, bezeichnet nicht nur die Existenz des notwendig Seienden, sondern auch dessen Seinsinhalt. Nun aber kann klar aufgezeigt werden, dass der Seinsinhalt des notwendig Seienden - nur die Liebe sein kann. Über ein notwendiges Sein kann nur ein Seiender verfügen, dessen Sein (und Seinsinhalt) sich von dem unterscheidet, was geschaffen, und daher abhängig ist. Der Seinsinhalt des notwendig Seienden steht notwendigerweise im Widerspruch zu den - aus Teilen zusammengesetzten - Seinsinhalten des materiell Seienden. Der, DER IST, kann nur über einen Seinsinhalt verfügen, der nicht aus Teilen zusammengesetzt ist, sondern - positiv ausgedrückt - vollkommen, ganz und unteilbar ist. Festgestellt haben wir aber auch schon, dass diese Forderung (Nr.95b) nur durch den Beziehungsinhalt des „Gebens“ erfüllt werden kann. Nur wenn die Beziehung des Gebens eine Einheit bildet, ist es möglich, dass jeder einzelne Punkt der Beziehung über den notwendigerweise vollkommenen und nie endenden Seinsinhalt des notwendigen Seins verfügt.

Das notwendige, d.h. das göttliche Sein muss demnach notwendigerweise die Liebe sein.

Gottes	notwendiges Sein ist -	DER IST
Gottes	notwendiger Seinsinhalt ist -	die LIEBE
Gott,	DER IST, ist -	die LIEBE

#### f.- Perspektive

Wir sind nun ans Ende unseres ersten Buches gelangt. Aufgrund der Lehre Jesu haben wir jene Welt zu beschreiben versucht, aus der der Sohn zu uns kam. Jene Welt, die er, durch sein Kommen und den uns zu Verfügung stehenden Mitteln, zu uns bringen wollte. Alles, was an seinem Verhalten betroffen macht und uns als unmöglich erscheint, kann erklärt werden, wenn wir bedenken, von wo er kam. Die Erklärung ergibt das Wie jener Welt, die das Denken und Verhalten dessen geprägt hat, der Mensch geworden ist, und dabei das Verhalten und den Stil dieser anderen Welt beibehalten hat. Alles

was sich als anstößig und unmöglich anhört, als er sich selbst als den WEG bezeichnet - erfährt seine Erklärung im Denken und Verhalten von „drüben“, das er nicht aufgegeben hat. Er schob dieses Denken und Verhalten auch darum nicht beiseite, weil die Transplantation der jenseitigen Welt in uns nicht als Endziel gedacht war, sondern als Mittel, um uns in jene Welt einzuführen, aus der er gekommen ist. Einzuführen, wenn wir uns als fruchtbarer Boden für jene Pflanze erweisen die versetzt werden soll. Er schob es auf keinen Fall beiseite, da er dieses andere Verhalten als die nicht endende Fortsetzung unseres Lebens - des darauf folgenden LEBENS - vorgesehen hat.

Ich musste dieses sehr schwer verdauliches Buch an den Anfang meines Werkes setzen, da dies der Schlüssel dazu ist, die jesuanische Zielsetzung, die oft als so hoffnungslos erscheint und doch die einzige Hoffnung gebende ist, zu erfassen. Nur das Wissen um das „Woher kam er?“ gab ihm und gibt uns die Kraft, unser Leben in den Dienst der einzigen „realen Utopie“ zu stellen. Die Kraft, das Reich Gottes zu suchen. Das Reich, das dermaßen anders ist als die übrigen „Reiche“, dass die Vertreter dieser anderen Reiche jene, die sich diesem von Jesus verkündeten Reich verpflichtet fühlen, nur mit Verfolgung und Tod belohnen können. Dies gilt sowohl für Jesus, als auch für die Jünger, die nur auf diese Art und Weise sich in den Dienst dieser Realutopie stellen können, indem sie ihrem Meister gleich - bereit sind, ihr eigenes Golgatha anzunehmen. Golgatha ist das Zeichen, und die Liebe, die Jesus auf Golgatha gebracht hat - die Weisheit (1.Kor.1,22). Für die, die von der Welt, aus der Jesus kam, geprägt sind, gibt es keine Möglichkeit, sich um dieses Zeichen herumzumogeln. Wer versucht, dieses Zeichen aus dem Leben der Kirche, aus dem Plan Gottes mit uns, heraus zu manipulieren, der ist - und tut er es mit noch so schönen und klugen Worten - der Antichrist selbst; so wie dies Béla Hamvas in seinem Buch „Antichristus“ aufgezeigt hat.